

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 186 (2018)
Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

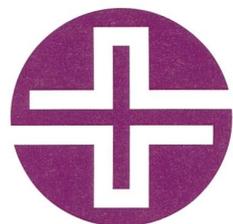
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Israel: ein Land – zwei Völker

«All meine Quellen entspringen in dir» – der Schlussvers aus Psalm 87 besingt die weltweite Bedeutung Jerusalems. Bei der Staatsgründung Israels war die Stadt noch geteilt, heute ist sie «vereint» und vereint die Fragen nach Völkern und nationaler Identität, nach Sprachen, Religionen und Säkularismus auf engem Raum. Bei der Staatsgründung war die Stadt noch geteilt, heute sind es die Meinungen, die zunehmend mehr und tiefer auseinanderdriften. Wie selten ein Thema ist die Frage nach dem Staat Israel emotional hoch aufgeladen. Wenn der Psalm davon spricht, dass jeder Mensch in Jerusalem geboren sei, so sprechen denn auch alle mit, oft mit wenig Hintergrundwissen, dafür mit umso grösserer Vehemenz.

Vor Ostern lief ein Film an, «Wajib», der Einblick schenkt ins christlich-arabische Leben in Nazareth. Ein Road-movie, aber der alte Wagen kurvt einzig in der Stadt umher; Vater und Sohn tragen Hochzeitseinladungen aus. Es ist wie eine Irrfahrt: Wie ist mit den «anderen» umzugehen, den jüdischen Israelis in ihren eigenen Wohnquartieren? Subtil und mit leisem Humor spiegelt der Film eine Vater-Sohn-Beziehung, welche die unterschiedliche Sicht der Generationen auf die politische Realität – aus dem Autoradio immer wieder eingespielt – offenlegt. Letztlich geht es um die Frage: Wie ist mit der politischen Wirklichkeit im Alltag umzugehen? Der Film kulminiert in einer Szene, in der Vater und Sohn sich anschreien. Darf oder soll auch ein jüdischer «Bekannter», eine Art Vertreter des Staates, eingeladen werden? Dem Publikum stockt der Atem: Vater und Sohn, beide haben sie recht, auf ihre Art. Der christliche Palästinenser, der sich arrangiert, versus seinen Sohn, der erlittene Demütigungen nicht unwidersprochen lassen will.

All meine Quellen entspringen in dir: Viel Streit, vermeintlich Unlösbares und verfestigte Meinungen entspringen der Staatsgründung Israels. Es war eben nicht ein Volk

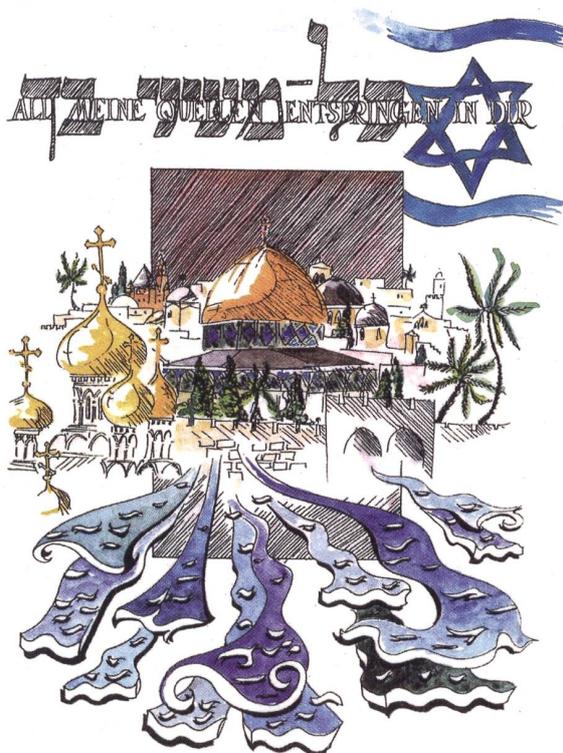


Illustration: Thomas Markus Meier

ohne Land, das ein Land ohne Volk besiedelte, sondern zwei Völker ringen um Land und alle Völker reden mit.

Mit Israel geht es mir wie mit dem Film «Wajib»: Ich verstehe konträre Meinungen, leide mit beiden Seiten mit und hoffe, dass – in der Sprache des Filmes – bei der Autofahrt die Bremsen nicht versagen.

Thomas Markus Meier*

Editorial

Mauern boomen

Kilometerlange Grenzzäune und Betonmauern trennen Israel von der Westbank und dem Gazastreifen. Sie schlängeln sich über landwirtschaftliche Flächen, trennen Dörfer und die Menschen von ihren Feldern und Arbeitsplätzen. Sie geben Sicherheit und schützen vor Gewalt. Seit 2017 wird deshalb zusätzlich rund um den Gazastreifen eine 65 km lange, 40 m tiefe Untergrundmauer gebaut. In den letzten Jahren ist weltweit ein Mauerbauboom festzustellen: Zwischen den USA und Mexiko, Südafrika und Simbabwe, Saudi-Arabien und Jemen, Thailand und Malaysia usw. sind Sicherheitszäune errichtet worden, auch innerhalb von Ländern, in Städten und an den Grenzen Europas. Die Aufzählung lässt sich fast beliebig weiterführen. Warum werden im 21. Jahrhundert Mauern gebaut? In einer Zeit, in der weder der globale Fluss von Kapital, Finanzen und Gütern noch die Verbreitung von Ideen über die digitalen Netzwerke noch die Ströme von Menschen durch physische Mauern gestoppt werden können? Nach der Politologin Wendy Brown sind es genau diese globalen Flüsse und Bewegungen, die an der Souveränität der Nationalstaaten rütteln. Mauern vermitteln den Bürgern in dieser Situation ein Gefühl von Sicherheit und Stabilität. Aus Sicht von Brown aber verschlimmern Mauern die zugrunde liegenden Probleme mehr, als dass sie sie lösen (vgl. Brown, Mauern, 2018). Ein Blick in die verschiedenen Länder bestätigt ihre These, wie auch die jüngsten Ereignisse in Israel diese belegen.

Maria Hässig



In dieser Ausgabe

Dialog

«Wollen wir das eigentlich, ewig leben?» 183

70 Jahre Israel – Gründung und Vorgeschichte

«In Basel habe ich den Judenstaat gegründet» 184

Politische Zukunft

Gefragt sind föderative Lösungsansätze 186

Christen im Heiligen Land

Weg von der Selbstghettoisierung hin zu Begegnungen 188

Menschenrechtsbeobachter in Palästina

Durch Präsenz Konflikte entschärfen 190

oeku Kirche und Umwelt: Schöpfungszeit 2018

Auszüge aus dem Magazin «Taste, fühle, begreife» 192

Die Haut, das grösste Sinnesorgan des Menschen 193

Wenn die Haut vor Glück leuchtet 194

Wie Gärten für die Natur sensibilisieren 195

Porträt Albert Fischer

Besuch beim Autor der Buchreihe «Das Bistum Chur» 196

Amtliche Mitteilungen

197

Anzeigen

198

Impressum

191



*Dr. theol. Thomas Markus Meier (Jg. 1965) arbeitet als Theologischer Leiter in der Pfarrei St. Anna, Frauenfeld TG, ist Präsident des Diözesanverbands Basel des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Mitglied der Redaktionskommission der SKZ.

Von unermesslicher Freude erfüllt

Angeregt durch den Blick auf die literarische Thematisierung der Frage nach dem ewigen Leben in der Ausgabe 6, verwies ein Leser auf Gedanken von Benedikt XVI. in seiner Enzyklika «Spe salvi».

«Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am grössten unter ihnen ist die Liebe» (1 Kor 13,13). Dieses «jetzt» scheint Benedikt XVI. in der Trilogie seiner Enzykliken betonen zu wollen: «Deus caritas est» (25.12.2005) und «Spe salvi» (30.11.2007), die ergänzt werden durch «Lumen fidei» (29.6.2013), noch von ihm selbst geschrieben, aber abgeschlossen durch Papst Franziskus. Wenn man in der Reihenfolge der Veröffentlichungen der Enzykliken eine Wertung durch Benedikt XVI. sehen will, so schliesst er sich mit der viel beachteten Enzyklika «Deus caritas est», ohne die auch Papst Franziskus' nachsynodales apostolisches Schreiben «Amoris Laetitia» nicht auskommt, dem Apostel Paulus an, der die Liebe an die erste Stelle setzte.

Worauf hoffen wir?

In «Spe salvi» (SS) bringt Benedikt XVI. schon im ersten Kapitel in der Überschrift Glaube und Hoffnung zusammen, indem er beide gleichsetzt: Glaube ist Hoffnung. Benedikt XVI. fragt uns heutige Gläubige sehr direkt: «Ist christlicher Glaube auch für uns heute Hoffnung, die unser Leben verwandelt und trägt? Ist er für uns performativ – eine Kunde, die das Leben selbst neu gestaltet, oder ist er nur noch Information, die wir inzwischen beiseitegelegt haben und die uns durch neuere Informationen überholt erscheint?» (SS 10) Doch was erhoffen wir? Wir hoffen auf das, was uns im Glauben versprochen wird, nämlich das ewige Leben (Joh 17,3), das wir immer beim Sprechen des Glaubensbekenntnisses bestätigen. Ewiges Leben – was ist das?

Wollen wir ewig leben?

Benedikt XVI. reflektiert in einem kaum rezipierten Frage- und Antwortspiel darüber sehr gründlich und auch nachvollziehbar (vgl. SS 10–12). «Wollen wir das eigentlich – ewig leben? Vielleicht wollen viele Menschen den Glauben heute einfach deshalb nicht, weil ihnen das ewige

Leben nichts Erstrebenswertes zu sein scheint. Sie wollen gar nicht das ewige Leben, sondern dieses jetzige Leben, und der Glaube an das ewige Leben scheint dafür eher hinderlich zu sein. Ewig – endlos – weiterzuleben scheint eher Verdammnis als ein Geschenk zu sein. Gewiss, den Tod möchte man so weit hinausschieben wie nur irgend möglich. Aber immerfort und ohne Ende zu leben – das kann doch zuletzt nur langweilig und schliesslich unerträglich sein.» (SS 10)

Ein erfüllter Augenblick

Benedikt XVI. fragt weiter: «Was ist das eigentlich ,Leben? Und was bedeutet das eigentlich, Ewigkeit? Es gibt Augenblicke, in denen wir plötzlich spüren: Ja, das wäre es eigentlich – das wahre Leben – so müsste es sein. Daneben ist das, was wir alltäglich Leben nennen, gar nicht wirklich Leben.» (SS 11) Augustinus führt ihn auf die Spur der Nichtwissenheit: «Es gibt da, um es so auszudrücken, eine gewisse wissende Unwissenheit.» (SS 11) «Das Wort «ewiges Leben» versucht, diesem unbekannt Bekannten einen Namen zu geben. Es ist notwendigerweise ein irritierendes, ein ungenügendes Wort.» (SS 12)

So rät uns Benedikt XVI., sich aus der Zeitlichkeit herauszudenken, denn ewig meint nicht endlos, nicht eine unaufhörliche Folge von Tagen, Monaten, Jahren. Der «erfüllte Augenblick» bietet sich als Denkfigur an. Das sind die Augenblicke, in denen wir einfach Glück spüren. Ja, das wäre das wahre Leben, das ewige Leben, «von der Freude überwältigt werden ... In diese Richtung müssen wir denken, wenn wir verstehen wollen, worauf die christliche Hoffnung zielt.» (SS 12) Das ewige Leben – ein erfüllter Augenblick, hier und jetzt?!

Maximilian G. Kroiß, Urdorf

Nationale Heimstätte für das jüdische Volk

Dies forderte seit 1897 der politische Zionismus, der eine Antwort war auf das Scheitern der jüdischen Emanzipation und die aufkommende Judenfeindlichkeit in Europa. Er führte 1948 zur Errichtung des Staates Israel.



Dr. Simon Erlanger (Jg. 1965) ist Historiker und Journalist. Nach Studien in Basel und Jerusalem promovierte er an der Universität Basel mit einer Arbeit zur Geschichte der schweizerischen Arbeitslager während des Zweiten Weltkrieges. Er ist Lehr- und Forschungsbeauftragter für jüdische Studien und jüdische Geschichte am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung der Universität Luzern.

Journalistisch war er bis 1999 als Chefredaktor der «Jüdischen Rundschau Maccabi» tätig und danach als Redaktor und Produzent bei der «Basler Zeitung», «bz Basel» und «Telebasel».

Im Mai 2018 jährt sich die Gründung des Staates Israel zum 70. Mal. Am 14. Mai 1948 proklamierte der erste israelische Premierminister David Ben Gurion den jüdischen Staat. Ein halbes Jahr zuvor, am 29. November 1947, hatte die UNO in New York die Teilung des seit 1920/22 existierenden britischen Mandats in Palästina in einen jüdischen und in einen arabischen Staat beschlossen. Der «Jischuw», die sich selbst verwaltende politische Körperschaft der Juden Palästinas, und die zionistische Weltorganisation stimmten dem Teilungsplan zu. Die Arabische Liga und die Araber Palästinas lehnten die Teilung ab. Und so wurde mit dem Ende der britischen Herrschaft einzig der Staat Israel ausgerufen, nicht aber ein arabisch-palästinensischer Staat. Noch in der gleichen Nacht griffen die Armeen Syriens, Ägyptens, Jordaniens, Libanons und des Iraks das neugeborene Israel an, nachdem schon seit Herbst 1947 im Lande ein Guerillakrieg zwischen irregulären arabischen Truppen und dem Jischuw getobt hatte.

Nach anfänglicher Bedrängnis konnte sich Israel aber halten und sein Staatsgebiet konsolidieren. Rund 650000 palästinensische Araber flohen aus dem Gebiet des neuen Staates oder wurden im Laufe der Kämpfe vertrieben. Fast gleichzeitig begannen Flucht und Vertreibung von fast einer Million nordafrikanischer und orientalischer Juden. 1949 unterzeichneten Israel und die arabischen Staaten Waffenstillstandsabkommen. Die Linien, wo die Armeen bei Kriegsende standen, wurden dabei zu De-facto-Grenzen, die bis zum Sechstagekrieg 1967 galten. In den Jahren nach 1949 verdreifachte sich Israels jüdische Bevölkerung von 800000 Personen auf rund zwei Millionen. Heute leben in Israel (ohne palästinensische Autonomiegebiete) rund 8,8 Millionen Menschen: 74,6 Prozent sind Juden, 20,9 sunnitisch-muslimische Araber und Drusen sowie 4,5 Prozent sogenannte «Andere». Mit 170000 Personen bilden die christlichen Konfessionen eine Minderheit.

Zionistische Vision

Die Gründung des Staates Israel und der ihr zugrunde liegenden zionistischen Bewegung sind

aus der europäischen Geschichte und aus dem nahöstlichen Geschehen des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts heraus zu verstehen. Die zionistische Vision, ein jüdisches Gemeinwesen in Palästina, dem «Land der Väter», zu schaffen, war eine Antwort auf das Scheitern der jüdischen Emanzipation in Europa. In Frankreich, Deutschland und Österreich kam mit dem rassistisch und pseudowissenschaftlich argumentierenden Antisemitismus eine neue Form der Judenfeindschaft auf. Im Osten führten antijüdische Massnahmen und Pogrome zu einer Verelendung der jüdischen Bevölkerung im zaristischen Reich und zur Auswanderung von bis zu 2,5 Millionen Juden in die USA, die 1924 ihre Tore für jüdische Einwanderung weitgehend schlossen.

In dieser doppelt misslichen Situation suchte der Zionismus das jüdische Selbstverständnis in West- und in Zentraleuropa neu zu definieren und mit dem Aufbau einer Heimstätte für die jüdischen Massen aus Osteuropa eine Zufluchtsstätte zu errichten. «Vater des politischen Zionismus» war der Wiener Journalist und Autor Theodor Herzl, Gründer und Vorsitzender der 1897 in Basel gegründeten Zionistischen Weltorganisation (WZO). Unter dem Eindruck der Dreyfus-Affäre in Frankreich (ein jüdischer Offizier war zu Unrecht der Spionage für Deutschland angeklagt), als die Republik von Antisemitismus erfasst wurde, hatte Herzl mit der Schrift «Der Judenstaat» das Konzept jüdischer Souveränität und der Rückkehr in das alt-neue Land entworfen. Am von ihm 1897 nach Basel einberufenen ersten Zionistenkongress verabschiedeten die rund 200 Delegierten das «Basler Programm» für die Schaffung einer «öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte» in Palästina. «In Basel habe ich den Judenstaat gegründet», so Herzl. Zunächst schien seine Vision eines von den Grossmächten garantierten jüdischen Gemeinwesens illusorisch.

Balfour-Deklaration

Erst der Erste Weltkrieg brachte den Durchbruch, als der britische Aussenminister Arthur James Balfour am 2. November 1917 in einem an den Präsidenten der Englischen Zionistischen

Föderation adressierten Brief der zionistischen Bewegung die Unterstützung seiner Regierung für «die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk» zusicherte. Die sogenannte «Balfour-Deklaration» wurde vom neu gegründeten Völkerbund 1920 übernommen und damit Völkerrecht. In der Folge wurde das Völkerbundmandat Palästina/Eretz Israel, so der offizielle Name, aufgelegt und an die britische Besatzungsmacht übergeben. Der britische Kolonialminister Winston Churchill trennte 1922 das Emirat (später Königreich) Jordanien vom Mandat ab. Die Bildung Jordaniens, bei gleichzeitiger Schaffung der modernen arabischen Staaten Syrien, Libanon und Irak, verhinderte aber den Ausbruch des sich kontinuierlich verschärfenden Konfliktes zwischen jüdischer und arabischer Nationalbewegung nicht. Noch im Osmanischen Palästina des 19. Jahrhunderts definierte sich die dort lebende Bevölkerung in erster Linie über die Religion und nicht über die Nation. So lebten vor 1914 rund 94 000 Juden, 70 000 Christen verschiedener Konfessionen und 525 000 vorwiegend sunnitische Muslime im Lande.

Arabischer Nationalismus

Erst spät wurde auch Palästina vom arabischen Nationalismus erfasst, welcher eine einzige arabische Nation propagierte und die Schaffung eines grossen arabischen Staates aus der Konkursmasse des Osmanischen Reiches anstrebte. Vereinte das Osmanische Reich noch eine Vielzahl von Religionen, Konfessionen und Ethnien, bedeutete das Ende des Reiches mit dem Genozid an den Armeniern, dem Griechisch-Türkischen Krieg, den darauf folgenden ethnischen Säuberungen, der Schaffung eines türkischen Nationalstaates, den Aufständen der Kurden sowie dem Aufkommen des arabischen Nationalismus und der Bildung arabischer Nationalstaaten das Ausbrechen zahlreicher Konflikte. Nachdem sich noch 1919 mit dem Abkommen zwischen Chaim Weitzmann, dem Präsidenten der zionistischen Bewegung, und dem Haschemiten Emir Feisal eine Einigung zwischen jüdischer und arabischer Nationalbewegung rund um Palästina abgezeichnet hatte, nahm die Rivalität zwischen Zionismus und arabischem Nationalismus nun überhand. Besonders gerungen wurde in den Zwanziger- und Dreissigerjahren um die jüdische Einwanderung nach Palästina. Diese war zwar im Mandat explizit so vorgesehen, wurde aber aufgrund massiver arabischer Opposition von den Briten eingeschränkt.

Errichtung eines souveränen Staatswesens

Ab 1939 durften für die nächsten fünf Jahre nur noch 75 000 Juden legal einwandern. Ein wichtiger Zufluchtsort für die europäischen Juden wurde damit weitgehend gesperrt. Dies hatte Folgen, als sich die zionistische Bewegung im Dezember 1946 in Basel traf. Das demografische, kulturelle, religiöse und politische Zentrum jüdischen Lebens war durch die Schoah gewaltsam verschoben worden, weg von Europa hin nach Palästina und den Vereinigten Staaten. Zwei Drittel der Juden Europas waren ermordet worden. Über 250 000 Überlebende lebten als «Displaced Persons» in Lagern in Süddeutschland und Österreich. Den meisten war der Weg zurück in ihre Heimatländer aufgrund des dort nach wie vor tobenden Antisemitismus versperrt. So fielen nach 1945 allein in Polen rund 2000 Juden Pogromen zum Opfer. Nur kleine Kontingente wurden von den USA, Australien und Kanada aufgenommen. Auswanderung nach Palästina erschien als Lösung.

Seit Oktober 1945 beschäftigte sich eine «Anglo-Amerikanische Untersuchungskommission» unter der Leitung des Juristen Earl G. Harrison im Auftrag von US-Präsident Truman mit der Lage der überlebenden Juden. Harrison kam zum Schluss, dass es für sie keine andere Lösung gebe, als Europa in Richtung Palästina zu verlassen. Er forderte darum im Mai 1946 die sofortige Ausstellung von 100 000 Einwanderungszertifikaten. Grossbritannien lehnte ab. Das durch den Krieg geschwächte britische Empire wollte nicht die strategisch wichtigen arabischen Staaten gegen sich aufbringen. Die jüdische Einwanderung nach Palästina, wo schon 1946 ein jüdisches Gemeinwesen mit 600 000 Menschen bestand, blieb deshalb weitgehend illegal. Die Briten suchten Einwandererschiffe abzufangen und die jüdischen Flüchtlinge entweder wieder nach Europa zurückzuschicken oder auf Zypern zu internieren. Dies sorgte weltweit für Irritation. Die zionistische Bewegung verschärfte vor diesem Hintergrund ihre Forderungen. Hatte sie sich seit 1917 mit einer sogenannten «Heimstätte» innerhalb des britischen Empires zufriedengegeben, forderte man jetzt in Basel am 22. Zionistenkongress 1946 ein voll souveränes Staatswesen. Die Errichtung eines jüdischen Staats wurde als dringlich erklärt, systematisch vorangetrieben und dann 1948 verwirklicht.

Simon Erlanger

Artikel in voller Länge als
Bonusbeitrag auf
www.kirchenzeitung.ch

Zu heilig für den Frieden?

An die Realisierung der Zweitstaatenlösung glauben nur noch wenige. Alternative politische Lösungsansätze wiederum finden noch keine Mehrheit. Ist der Palästinakonflikt absehbar lösbar?



Dr. Margret Johannsen (Jg. 1946) gestaltete von 1987 bis 1997 den friedenspädagogischen Service am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). Seit 1997 gehört sie dem Institut als Senior Research Fellow an, seit 2009 ist sie Mitherausgeberin des jährlichen Friedensgutachtens. Sie ist Dozentin im Postgraduiertenstudiengang «Master of Peace and Security Studies – M.P.S.» der Universität Hamburg.

Der 70. Jahrestag der israelischen Staatsgründung markiert für das palästinensische Volk seine Katastrophe, arabisch Nakba. Im ersten Palästinakrieg (1947–1949) verloren über 700 000 Palästinenser ihre Heimat. Die Erinnerung daran verbindet sich vor allem im Gazastreifen, wo 70 Prozent der zwei Millionen Einwohner in Flüchtlingslagern leben, mit der Erfahrung von Blockade, Gewalt und Elend. Die Menschen im «grössten Freiluftgefängnis der Welt»¹ sehen sich von der Welt vergessen und von den eigenen Politikern im Stich gelassen. Die Eröffnung der US-Botschaft in Jerusalem, mit der die USA den alleinigen Anspruch Israels auf das ganze Jerusalem bestätigten, trägt zur Erbitterung der Menschen in Gaza bei. Im «Marsch der Rückkehr», der seit dem 30. März jeden Freitag Tausende von Demonstranten an den Grenzzaun zu Israel führt, gehen Verzweiflung und Zorn eine explosive Mischung ein.

Land gegen Frieden

Allerdings: Wer protestiert, hofft, gehört zu werden. Gibt es also Perspektiven jenseits des Rechtes des Stärkeren in dem Land, das zu heilig für den Frieden scheint? Ironischerweise legte Israels Eroberung des Gazastreifens und der Westbank im Sechstagekrieg 1967 den Keim der Vision «Land gegen Frieden». Ihr liegt die Vorstellung von Frieden durch Trennung zugrunde. 1947 hatte die UN-Teilungsresolution keinen Befürworter in der Arabischen Liga gefunden. Doch im Widerstand gegen die israelische Besatzung gewann das nationalstaatliche Streben der Palästinenser Konturen. Die «Zweistaatenlösung» gilt seit dem «Oslo-Friedensprozess» 1993 unter dessen internationalen Sponsoren als alternativlos.

Woran die Verhandlungen über Streitfragen wie den Grenzverlauf zwischen Israel und Palästina, den Status Jerusalems, die Zukunft der jüdischen Siedlungen in den besetzten Gebieten oder eine Rückkehr der Flüchtlinge scheiterten, ist Gegenstand wechselseitiger Schuldzuweisungen. Zumindest lässt sich feststellen: Auf beiden Seiten führten national-religiöse Fundamentalisten den Anspruch ihres Volkes auf das heilige und dar-

um unteilbare Land auf göttlichen Willen zurück. Die Gegner eines Kompromissfriedens setzten einen Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt in Gang, der den anfänglichen Optimismus in tiefes gegenseitiges Misstrauen verkehrte. Die politischen Führungen liessen sie gewähren, anstatt die Gesellschaften auf Kompromisse vorzubereiten, dafür die Konfrontation mit innenpolitischen Widersachern zu riskieren und dabei politische Macht aufs Spiel zu setzen. Sieben Jahre nach dem Aufbruch von Oslo läutete das Scheitern der Verhandlungen über ein Abkommen zur permanenten Lösung des Konflikts im Juli 2000 den Zusammenbruch des Friedensprozesses ein.

Landnahme gegen Terror

Unvermeidlich war dies nicht. Hätte Israel sich dazu durchringen können, die in seinem Besitz befindliche Hauptressource im Friedensprozess zum Zwecke der Konfliktlösung beizusteuern: das besetzte Land, das die Palästinenser als ihr Staatsgebiet forderten?² Stand dies in seinem Belieben? Dies uneingeschränkt zu bejahen, würde das ausgeprägte und zugleich manipulierbare Bedürfnis der israelischen Mehrheitsgesellschaft nach Sicherheit nicht in Rechnung stellen. Warum also das Pfand aus der Hand geben, solange die Palästinenser nicht klar und deutlich auf jedwede Gewalt verzichten? Diese wiederum interpretierten die Expansion der Siedlungen als Kolonisierung des Territoriums, das ihr Staatsgebiet werden soll, und zollten den Gewaltstrategien der Gegner eines Verhandlungsfriedens im eigenen Lager Beifall. Anstatt also «Land gegen Frieden» zu tauschen, setzten die Kontrahenten ihre Konfliktstrategien fort: Landnahme gegen Terror. Im Lichte dieser Deutung war der Zusammenbruch des Friedensprozesses nur eine Frage der Zeit.

Lässt er sich nach 12 000 Toten wiederbeleben? Warum nicht, könnte man meinen, wenn man die Opferzahl mit der in anderen langen Gewaltkonflikten weltweit vergleicht. Im Lichte der territorialen Realität hingegen ist Skepsis angebracht. Können die «facts on the ground» angesichts der unaufhaltsam erscheinenden Erstarkung der israelischen Rechten³ noch als reversibel gelten?

¹ Sterzing, Christian, Spannung, einmal positiv, in: taz, die tageszeitung, 7.2.2005.

² Vgl. Perthes, Volker, Zwangsheirat oder Scheidung. Zu Logiken und Realitäten im israelisch-palästinensischen Verhältnis, in: Politische Vierteljahresschrift 47 (2006), 1–11, hier 8.

³ Vgl. die Sitzverteilung in der Knesset 2015, 2013, 2009, 2006 in: Johannsen, Margret, Der Nahost-Konflikt, 4. aktual. Auflage, Wiesbaden 2017, 136 f.

⁴ Vgl. Baumgarten, Helga, Kampf um Palästina – Was wollen Hamas und Fatah? Freiburg i. Br. 2013.

Rivalität untergräbt Verhandlungsposition

Infrage steht aber auch die Verhandlungsfähigkeit der Palästinenser. Die letzte Chance, mit einer palästinensischen Führung zu verhandeln, die im Besitz eines demokratischen Mandats war, liessen Israel und die Sponsoren des Friedensprozesses 2006 verstreichen. Mehr noch: Mit dem Boykott der aus freien und fairen Wahlen hervorgegangenen palästinensischen Führung befeuerten sie die Rivalität zwischen den grossen politischen Lagern Fatah und Hamas. Die seit 2007 andauernde politische Spaltung zwischen der von der Palästinensischen Autonomiebehörde regierten Westbank und dem von Hamas kontrollierten Gazastreifen untergräbt die Verhandlungsposition der Palästinenser. Ob die andauernde Spaltung aus unterschiedlichen Konzepten über den Weg zur nationalen Selbstbestimmung resultiert⁴ oder aus dem Wunsch beider, die Macht in den von ihnen regierten Gebieten zu konsolidieren⁵, sei dahingestellt. Im Ergebnis gilt: Wer nicht glaubhaft zusichern kann, eingegangene Verpflichtungen umzusetzen, liefert der anderen Seite Gründe oder Vorwände, den Preis für eine Beendigung des Konflikts hochzuschrauben.

Politische Lösungsansätze

Die den Palästinensern zugebilligte Selbstverwaltung vollzieht sich unter Besatzung. Sie hat im Gazastreifen und in der Westbank unterschiedliche Formen angenommen, doch die israelische Kontrolle über beide Gebiete besteht fort. Daran ändert auch der Status Palästinas als UNO-Beobachterstaat, seine Mitgliedschaft in zahlreichen UNO-Unterorganisationen oder die diplomatische Anerkennung des Staates Palästina durch die Mehrheit der Staatengemeinschaft nichts. Angesichts der Fragmentierung der Westbank und der schieren Zahl jüdischer Siedler scheint der «point of no return» überschritten. Israelis wie Palästinenser mögen der Zweistaatenlösung im Prinzip mehrheitlich zustimmen. Aber die meisten haben den Glauben an ihre Realisierbarkeit verloren.

Die Entwicklung vor Ort geht in Richtung Einstaatlichkeit, allerdings ohne demokratische und völkerrechtliche Legitimität. Im «neuen» Nahen Osten nach dem Arabischen Frühling ist der Palästinakonflikt aus dem Zentrum an den Rand des Konfliktgeschehens gerückt. Andere Konflikte mit viel höherem Eskalationspotenzial beanspruchen die diplomatischen Ressourcen der Schwerge-

wichte in der Staatenwelt weit mehr. Doch aus dieser Bilanz folgt nicht zwangsläufig, dass der Palästinakonflikt auf absehbare Zeit unlösbar ist.⁶ Eine oft genannte Alternative zur Zweistaatlichkeit ist ein binationaler Staat vom Jordan bis zum Mittelmeer. Dessen Bürger besässen unabhängig von ihrer Nationalität gleiche Rechte. Das Problem damit: Es gibt dafür keine Mehrheiten. Die israelische Bevölkerung, die an Israel als jüdischem Staat festhalten will, fürchtet ihre Majorisierung durch die überwiegend muslimischen Palästinenser. Diese wiederum wollen sich nicht von ihrem langen und opferreichen Kampf um Eigenstaatlichkeit verabschieden.

Föderative Lösungsansätze wollen beidem Rechnung tragen: den nationalen Selbstbildern und der demografischen wie wirtschaftlichen Verschränkung der Lebenswirklichkeiten beider Völker. Die diversen Varianten verbindet die Idee eines Fortfalls der Grenzen als Hindernis für die freie Wahl des Wohnorts. Sie weisen Wege zur Entschärfung von Sprengsätzen auf dem Weg zum Frieden: die Siedlungen, die Flüchtlingsfrage, Jerusalem. Allerdings: Für keine der diskutierten föderalen Alternativen zur Zweistaatlichkeit als Konfliktlösungsansatz gibt es heute eine Aussicht auf Mehrheiten.

Eine auf den ersten Blick radikale Alternative wäre Einstaatlichkeit als Ergebnis der fortgesetzten Kolonisierung der Westbank. Sari Nusseibeh, von 1996 bis 2014 Präsident der Jerusalemer Al-Quds-Universität und früher prominenter Befürworter der Zweistaatenregelung, empfahl in einem «Gedankenexperiment»⁷ die israelische Annexion der besetzten Gebiete. In einem erweiterten Israel vom Jordan bis zum Mittelmeer wären allen Palästinensern die Menschen- und Bürgerrechte mit Ausnahme des Wahlrechts garantiert. In dem jüdisch dominierten Staat wären sie folglich Staatsbürger zweiter Klasse und würden um ihre politischen Rechte gewaltfrei kämpfen können. Die Gesellschaft wäre binational, aber der Staat jüdisch. Denn durch den vorläufigen Verzicht der Palästinenser auf politische Gleichberechtigung würde Israels jüdischer Charakter nicht angetastet. Mit dem Verlust seines demokratischen Charakters müsste sich das israelische «Staatsvolk» dann selbst auseinandersetzen. Unter ihm würden die Palästinenser zweifellos Verbündete finden.

Margret Johannsen

⁵ Vgl. Asseburg, Muriel, Die Palästinensische Autonomiebehörde und die Hamas-Regierung. Erfüllungsgehilfen der Besatzung?, in: Lintl, Peter (Hg.), Akteure des israelisch-palästinensischen Konflikts, Berlin 2018, 31–47.

⁶ Vgl. zum Folgenden Johannsen, Margret, Zwischen Jordan und Mittelmeer. Alternativen zu Besatzung und Krieg ohne Ende, in: Schoch, Bruno u. a., Friedensgutachten 2017, Berlin 2017, 179–192.

⁷ Nusseibeh, Sari, Ein Staat für Palästina?, München 2012, 16.

Angefeindet von allen Seiten?

Gewalterfahrungen und Skepsis führen Christen in die Selbstghettoisierung. Christliche Bildungseinrichtungen helfen als interreligiöse Begegnungsräume, zerrbildhafte Vorstellungen von den anderen abzubauen.



Dr. P. Nikodemus Claudius Schnabel (Jg. 1978) trat 2003 in die deutschsprachige Dormitio-Abtei auf dem Zionsberg ein und promovierte 2013 an der Universität Wien im Fach Liturgiewissenschaft. Zurzeit ist er unter anderem Seelsorger für alle deutschsprachigen Katholiken im Heiligen Land, Direktor des Jerusalemer Instituts der Görres-Gesellschaft und Verantwortlicher für das an der Dormitio-Abtei angesiedelte ökumenische «Theologische Studienjahr Jerusalem».

Am 18. Juni 2015 wurde von jüdischen Rechtsextremen ein verheerender Brandanschlag auf unser Priorat Tabgha am See Gennesaret verübt. Zwei Menschen mussten mit Rauchvergiftung ins Krankenhaus: ein älterer Mitbruder und eine junge Volontärin. Der Sachschaden betrug über 1,3 Millionen Euro. Leider war und ist dies nicht der erste Brandanschlag auf eine Kirche oder ein Kloster in Israel, nur ein Jahr zuvor traf es unsere Abtei in Jerusalem. Ganz zu schweigen von den fast schon zur Gewohnheit gewordenen Spuck- und Verbalattacken von national-religiösen jüdischen Splittergruppen gegenüber Mönchen und Nonnen in der Jerusalemer Altstadt.

Zur gleichen Zeit flimmern in Jerusalem über die Fernsehbildschirme tagtäglich Enthauptungs- und Zerstörungsvideos des sogenannten «Islamischen Staates», der hier nur «Da'esh» genannt wird – wohlgernekt unzensuriert und sehr explizit, nicht wie in Europa. Alpträume und Durchschlafschwierigkeiten von Kindern wegen dieser Videos sind ein Problem, mit dem wohl schon jeder Seelsorger im Land konfrontiert wurde.

Zwischen den Mehrheitsreligionen

Immer mehr fühlen sich die Christen im Heiligen Land, die nur noch knapp zwei Prozent der Bevölkerung ausmachen, zwischen zwei grossen Mühlsteinen sitzend: auf der einen Seite die jüdischen Israelis, für die sie als Christen genauso «Araber» sind wie die Muslime, und auf der anderen Seite die Muslime, von denen sie sich ebenfalls als «fünfte Kolonne des Westens», als subversiv tätige Minderheit, kritisch beängstigt fühlen. Dass die überwältigende Mehrzahl der Juden und Muslime an einem friedlichen Zusammenleben interessiert ist und sich ein Heiliges Land ohne Christen nicht vorstellen kann und will, gerät dabei leicht aus dem Blick. Auf einmal stehen die paar Brandstifter von Tabgha für alle Juden und die kleine Gruppe der IS-Sympathisanten für alle Muslime.

Tendenz zur Selbstghettoisierung

Diese doppelte Skepsis gegenüber den beiden Mehrheitsreligionen im Land führt bei der über-

wältigenden Mehrheit der Christen zu einer Selbstghettoisierung. Selbstverständlich gibt es auch sehr kleine christliche Gruppierungen, die freiwillig zur israelischen Armee gehen oder offen mit der Hamas sympathisieren, wie es in diesem Land eben nichts gibt, was es nicht geben könnte. Aber die meisten Christen ziehen sich zurück in geschlossene Wohngebiete, Strassen und Dörfer. Sie verschwinden von der Bildfläche und konzentrieren sich immer stärker in «Sakrotopen», wo jeder Nachbar Christ ist, die Kirche und das Pfarrzentrum in Fussnähe liegen, und wo man möglichst weder Juden noch Muslimen begegnen muss. Kritische Distanz zu Juden und Muslimen, das ist es, was viele christliche Eltern ihren Kindern in der Erziehung vermitteln, wie ich es immer wieder gesagt bekomme, da man eben nicht «hinter die Stirn» der anderen schauen könne.

Orte der Begegnung

Zum Wesen des Christentums gehört aber ganz wesentlich, missionarisch, Sauerteig zu sein! Das heisst nicht, dass die Christen jetzt anfangen sollen, die Juden und Muslime bekehren zu wollen, aber sie sollten sich nicht verstecken, zumal sie in der Regel zur Bildungselite in den palästinensischen Gebieten und in Israel gehören! Das ist auch einer der Gründe, warum ich immer nur im Mönchshabit vor die Türe gehe, um den Christen Mut zu machen, sich nicht zurückzuziehen, sondern öffentlich zu ihrem Christsein zu stehen.

Enorm wichtig und hilfreich sind hierbei die vielen christlichen Bildungseinrichtungen, welche allen Menschen gleich welcher Religion zugänglich sind; in ihnen wird nicht nur eine hervorragende Erziehungs- und Bildungsarbeit geleistet, sondern sie sind im besten Sinne Sauerteig für die israelische und palästinensische Gesellschaft und ermöglichen, dass der Christ nicht das unbekannte Wesen ist, über das man zerrbildhafte Vorstellungen hat, sondern der Studienkollege an der Universität oder die Freundin aus der Schule, mit der man dieselbe Schulbank teilt. Konkrete zwischenmenschliche Begegnungen sind wohl mit Abstand das effektivste Gegengift gegen vor-

urteilsbeladenes Schubladendenken. Dies erklärt wohl auch, dass fast alle christlichen Kirchen im Heiligen Land beachtliche personelle und finanzielle Ressourcen für ihre Bildungseinrichtungen aufwenden, da sie einerseits ausgezeichnete Erziehung und Bildung mit einem weiten Horizont bieten als auch kostbare interreligiöse und interkulturelle Begegnungsräume sind.

Zunahme hebräischsprachiger Christen

Hilfreich für die immer weniger werdenden arabischsprachigen Christen wäre auch das stärkere Wahrnehmen ihrer stetig mehr werdenden hebräischsprachigen Glaubensgeschwister, das leider noch viel zu wenig geschieht. Mit diesen hebräischsprachigen Christen sind übrigens keine zum Christentum konvertierten Juden gemeint. Diese gibt es zwar auch, sie stellen mit unter 1000 Christen aber eine eher marginale Grösse dar. Sondern zu den hebräischsprachigen Christen zählen einerseits die täglich von Abschiebung bedrohten christlichen Flüchtlinge aus Äthiopien, Eritrea, Somalia und dem Südsudan und andererseits die christlichen Gastarbeiterinnen von den Philippinen, aus Indien und Sri Lanka. Letztere arbeiten nicht selten in der Halblegalität bis hin zur Illegalität in der Kinderbetreuung und Altenpflege. Deren Kinder wachsen mit der hebräischen Sprache und als Christen in einem mehrheitlich jüdischen Umfeld auf, während die alteingesessenen palästinensischen Christen in der Regel mit einer muslimischen Mehrheitsgesellschaft konfrontiert sind. Mittlerweile kommen auf drei arabischsprachige Christen in Israel und Palästina (es sind etwa 150 000) zwei hebräischsprachige Christen (es sind etwa 100 000); die Tendenz weist in Richtung eines baldigen Gleichstands!

Transnationalität als Chance

Der transnationale Charakter der kirchlichen Strukturen in dieser Region birgt einen Schatz, der meines Erachtens noch gar nicht richtig gehoben wurde. Nimmt man etwa die römisch-katholische Erzdiözese von Jerusalem, welche den klangvollen Namen «Lateinisches Patriarchat»

trägt, stellt man fest, dass sie folgende Gebiete umfasst: Israel, die palästinensischen Autonomiegebiete, das Königreich Jordanien und Zypern. Konkret heisst dies, dass der Bischof von Jerusalem zu seinen Gläubigen griechischsprachige EU-Bürger auf Zypern, christliche Palästinenser im Gaza-Streifen, in Israel und in der Westbank, Angehörige christlicher Beduinenstämme und Flüchtlinge aus dem Irak und aus Syrien in Jordanien, Arbeitsmigrantinnen aus den Philippinen in Israel und auch deutsche Benediktinermönche und Tausende andere Ordensleute aus aller Welt, die an den Heiligen Stätten ihren Dienst tun, zu seiner Diözese zählt. In einem Teil dieser Erde, wo die Mauern und die Skepsis wachsen, vereinen die Kirchen Gläubige verschiedener Ethnien, Sprachen, Schichten und Lebenskontexte zu einer Gemeinschaft. Niemand ist so konsequent transnational aufgestellt wie die Kirchen. Letztlich geht es darum, dass die Kirchen noch glaubwürdiger leben, was sie verkündigen, nämlich dass man durch die Taufe Christ wird und nicht durch Abstammung und dass es diese Taufe ist, die sie alle zu gleichwertigen Gliedern ein und derselben Kirche macht.

Das Entdecken und Wahrnehmen der Ängste, Probleme und Sehnsüchte der vielen so völlig unterschiedlich herausgeforderten christlichen Bevölkerungsgruppen des Heiligen Landes, welche zur selben Kirche gehören und die gleiche Taufe empfangen haben, kann in Zukunft sicher vieles positiv in Bewegung setzen und den Christen wieder neue Kraft und Mut schenken, an ihren jeweiligen Orten auf je unterschiedliche Weise Sauerteig zu sein – sei es in Tel Aviv, Gaza, Bethlehem, Eilat oder Jerusalem!

Nikodemus C. Schnabel

«Zuhause im Niemandsland»

P. Nikodemus lebt seit mehr als zehn Jahren mitten im Konflikt zwischen Israel und Palästina. Er zeigt eine neue Perspektive auf die Heilige Stadt, die nicht nur von Konflikten und Gewalt geprägt ist, sondern auch von einem Miteinander zwischen Juden, Moslems und Christen.

Buchempfehlung

«Zuhause im Niemandsland. Mein Leben im Kloster zwischen Israel und Palästina». Von P. Nikodemus C. Schnabel. Stuttgart, 4. Auflage 2016. ISBN: 978-3-7766-2744-2, CHF 26.90, www.herbig.net



Pater Nikodemus Schnabel

Zuhause im Niemandsland

Mein Leben im Kloster zwischen Israel und Palästina

HERBIG



«Ihr seid unsere Lebensversicherung»

Seit Jahrzehnten leiden Menschen unter der israelischen Besetzung der palästinensischen Gebiete. Menschenrechtsbeobachter tragen zu einem friedvolleren Miteinander bei.



Bettina Flick (Jg. 1966) studierte Theologie in Freiburg im Breisgau und in Freiburg in Üechtland. Sie ist Pastoralassistentin im Bistum St. Gallen in der Seelsorgeeinheit Magdenau. 2014/2015 und 2017/2018 war sie je drei Monate als Menschenrechtsbeobachterin in Palästina tätig.

Es ist sieben Uhr morgens, ich stehe mit einem Kollegen in der Nähe eines «Checkpoints» in der Stadt Hebron im Westjordanland. Durch diesen Kontrollpunkt müssen täglich Kinder gehen, um zur Schule zu kommen. Auch Erwachsene auf dem Weg zur Arbeit oder zum Einkaufen passieren den Checkpoint, in dem zwei israelische Soldaten (manchmal auch Soldatinnen) sitzen und die Identitätskarten prüfen.

Heute Morgen ist alles ruhig, ein paar Kinder grüssen uns freudig, ein älterer Mann lächelt uns an. Plötzlich hören wir laute Stimmen aus dem Checkpoint und gehen hinein. Vier palästinensischen Arbeitern wird der Durchgang verweigert, ohne ihnen dafür die näheren Gründe anzugeben. Die Männer versuchen zu diskutieren. Draussen bildet sich eine Schlange von Menschen: Schulkinder, Lehrerinnen, Anwohner, die gern weitergehen würden. Nach 20 Minuten geben die Arbeiter auf und gehen zurück. Einer sagt uns: «Es ist schon der dritte Arbeitstag, den ich diese Woche verliere. Ich weiss nicht, was ich noch tun soll.» Die Kinder rennen nun an uns vorbei, um nicht zu spät zu kommen. Beim nächsten Checkpoint zögern sie, ängstlich schauen sie zu den Soldaten, bevor sie den Mut haben, an ihnen vorbei zur Schule zu gehen.

Kinder auf dem Schulweg begleiten

Solche und ähnliche Situationen habe ich oft erlebt in meinem Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin mit «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI)*. Eine meiner Hauptaufgaben in Hebron war dieser «school run»: Sie besteht darin, auf dem Schulweg palästinensischer Kinder präsent zu sein, genau dort, wo sie israelischen Soldaten und eventuell israelischen Siedlern begegnen. Meist war alles ruhig. Die Soldaten nahmen kaum Notiz von den Kindern. Manchmal waren Spannungen spürbar: Beispielsweise parkte eine israelische Siedlerin ihr Auto so nah an der Treppe zur Schule, dass die Kinder nicht weitergehen konnten. Da wurde plötzlich ein Checkpoint geschlossen und niemand wusste, ob er in

zehn Minuten oder erst in zwei Stunden wieder geöffnet würde. Einmal drangen Soldaten in ein Schulgebäude ein und warfen sogar Tränengas in einen Schulhof.

Vor Ort sein, beobachten, berichten

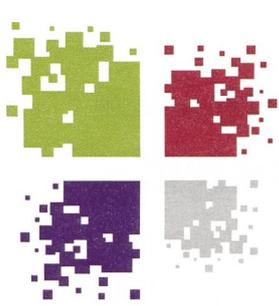
Die Anwesenheit der internationalen Menschenrechtsbeobachter soll die Spannung etwas entschärfen. Manchmal eskaliert Gewalt weniger schnell, wenn Unbeteiligte zuschauen. Wenn die Beobachter Zeugen von Gewalt werden, berichten sie darüber an UNO-Organisationen und weitere Friedensakteure. Darüber hinaus besuchen sie Menschen, die konkret unter der israelischen Besetzung in den palästinensischen Gebieten leiden, und drücken damit Solidarität aus. Des Weiteren nehmen sie an Gottesdiensten in christlichen Gemeinden teil, um der christlichen Bevölkerung im Heiligen Land zu zeigen: Ihr seid nicht vergessen! Und nach dem dreimonatigen Einsatz erzählen die Menschenrechtsbeobachter daheim über das, was sie vor Ort gesehen und gehört haben.

Vielseitiger Einsatz

An insgesamt sieben Orten in den besetzten palästinensischen Gebieten ist EAPPI im Einsatz; je nach Einsatzort erwarten die Teams andere Aufgaben. Manche begleiten palästinensische Beduinen beim Weiden ihrer Schafherden und erleben mit, wenn israelische Soldaten oder Siedler ihnen den Zugang zu ihrem Land verweigern wollen. Einige Beobachter übernachteten bei palästinensischen Familien, um ihnen ein wenig Sicherheit zu vermitteln. Andere stehen morgens um vier Uhr an Checkpoints, durch die Palästinenser zu ihrer Arbeit nach Israel gehen und wo sie oft lange Wartezeiten und unnötige Schikanen in Kauf nehmen müssen. Zudem werden gewaltfreie israelische und palästinensische Friedensaktivitäten begleitet und unterstützt. Und an allen Orten kann es sein, dass die Beobachter gerufen werden, um einer Hauszerstörung durch das israelische Militär beizuwohnen oder anschliessend mit einem Besuch den Betroffenen ein wenig Mut zu machen.

*Das «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI) ist eine Initiative des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK/WCC) im Rahmen der ökumenischen Kampagne zur Beendigung der Besetzung Palästinas und für einen gerechten Frieden im Nahen Osten.

Fortsetzung auf Seite 191



Jugend und Bischöfe im Einklang am nationalen Freiburger Weltjugendtag

Drei Tage lang versammelten sich rund tausend Jugendliche Ende April zum nationalen Weltjugendtag in Freiburg. Zwei Drittel von ihnen kamen aus der Deutschschweiz.



Schweiz

Jugendbischof Alain de Raemy am Weltjugendtag | © Bernard Hallet

«Die Messe war wirklich cool! Und es ist gut, dass sie an uns dachten und wir die Opfergaben zum Altar bringen konnten. Wir konnten teilnehmen, ohne dass wir durch den Altar getrennt wurden – wir auf der einen Seite und die Priester auf der anderen!», sagt Benjamin Moix. Cath.ch begleitet den Walliser am Treffen. Er zeigt sich nach der Sonntagsmesse glücklich und auch beeindruckt von der Präsenz so vieler Bischöfe und von Kardinal Kurt Koch, dem Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Benjamin geniesst den Sonntagmorgen richtig.

Das tut auch Kardinal Kurt Koch. Auf dem Weg zur Sakristei sagt er, er sei beeindruckt und berührt vom Glaubenszeugnis der Jugendlichen, sowohl am Vortag beim Gebet als auch am Sonntagmorgen während der Messe. «Ich bin bewegt, es ist eine Bereicherung für mich. Und welche Freude, diese

Kathedrale voll mit all diesen jungen Leuten zu sehen!»

Ein Geschenk des Himmels

Der Schweizer Jugendbischof Alain de Raemy wird von den Jugendlichen, deren Durchschnittsalter 25 Jahre nicht überschreiten dürfte, in Beschlag genommen. Überall Grüsse und Erinnerungsfotos – der Bischof weiss nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Vor der Kathedrale sieht man von ihm in der dichten Menge nur noch die Mitra.

«Diese jungen Leute strahlen vor Freude! Es ist ein Geschenk des Himmels. Sie sind anspruchsvoll, aber auch sehr dankbar, wenn wir uns für sie einsetzen», sagt de Raemy.

Die Jugendsynode

Die Forderungen, welche mehrere Hundert Jugendliche Ende März in Rom an der Vorkonferenz zur eigentlichen Jugendsynode im

Herbst aufgestellt haben, sind noch frisch. Die Jugendlichen haben nicht bis zum Bischofstreffen im Oktober gewartet, um das, was ihre Altersgenossen aus aller Welt geäussert haben, in die Tat umzusetzen.

Der Bischof von Sitten, Jean-Marie Lovey, Weihbischof Marian Eleganti und der Abt von Saint-Maurice, Jean Scarella, die den Gottesdienst mitfeierten, sind gut gelaunt. Die jungen Schweizer sind in Gemeinschaft mit ihren Bischöfen. Sie werden sich den ganzen Tag über bei verschiedenen Gelegenheiten wieder treffen.

Benjamin schliesst sich einer Gruppe von Jugendlichen an, die sich zur Kirche der Ursulinen begibt, wo sie von Lovey erwartet werden. Das Gespräch dreht sich um den Platz der Frauen in der Kirche, Abtreibung und das Charisma.

Fortsetzung auf Seite 2

Meinung

Staatlich verordnetes Kreuz?

Im Eingangsbereich der Dienstgebäude Bayerns muss ab 1. Juni ein Kreuz hängen. Dies als Ausdruck der geschichtlichen und kulturellen Prägung, als sichtbares Bekenntnis zu den Grundwerten der Rechts- und Gesellschaftsordnung.

Dass sich ein Staat zu seinen christlichen Werten bekennt, auf denen er gewachsen ist, ist zu begrüssen. Aus ähnlichen Gründen ist das Kreuz auch auf der Schweizer Fahne und Gott in der Präambel der Bundesverfassung gelandet.

Dennoch mutet der Vorschlag des bayrischen Ministerpräsidenten Markus Söder anachronistisch an. Er erkennt, dass das Kreuz nicht nur ein kulturelles, sondern in erster Linie ein religiöses Symbol ist. Ein Symbol, das auf den Mann hinweist, der am Kreuz gehangen hat, wie der Präsident der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, sagte. Das Kreuz steht nicht nur für die Werte, die Jesus Christus im Evangelium vertreten hat, sondern auch für den Glauben an ihn.

Dieser Glaube lässt sich im 21. Jahrhundert nicht mehr verordnen, zumal in einem Staat, in dem zahlreiche nicht- und andersgläubige Menschen leben und dessen Verfassung die Glaubensfreiheit gewährleistet.

Viel wichtiger als die staatlich verordnete Pflicht, Kreuze aufzuhängen, scheint mir eine wirkliche Rückbesinnung auf die christlichen Werte, die den bayrischen ebenso wie den schweizerischen Staat geprägt haben, Werte wie Nächstenliebe, Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit.

Ebenso wichtig scheint mir die Diskussion mit den Nicht- und Andersgläubigen über ebendiese Werte. Ob diese mit dem verordneten Aufhängen von Kreuzen gefördert wird, wage ich zu bezweifeln.



Sylvia Stam

Redaktionsleiterin kath.ch

Der erste Schweizer Pastoralassistent

Der Luzerner Andreas Heggli war der erste «Pastoralassistent» der Schweiz und somit ein Pionier in diesem Bereich. Vor fünfzig Jahren trat er sein Amt an – ohne Beauftragung durch den Bischof. Auch heute setzt er sich für eine offene Kirche ein.

Im Mai 68, als in Paris die Studierenden auf die Strasse gingen, trat Andreas Heggli in Luzern seine Stelle als «Pfarrei-Helfer» an. Heute spricht man von einem Pastoralassistenten. Er betrat Neuland, denn er war in der Schweiz der Erste, der diese Aufgabe wahrnahm.

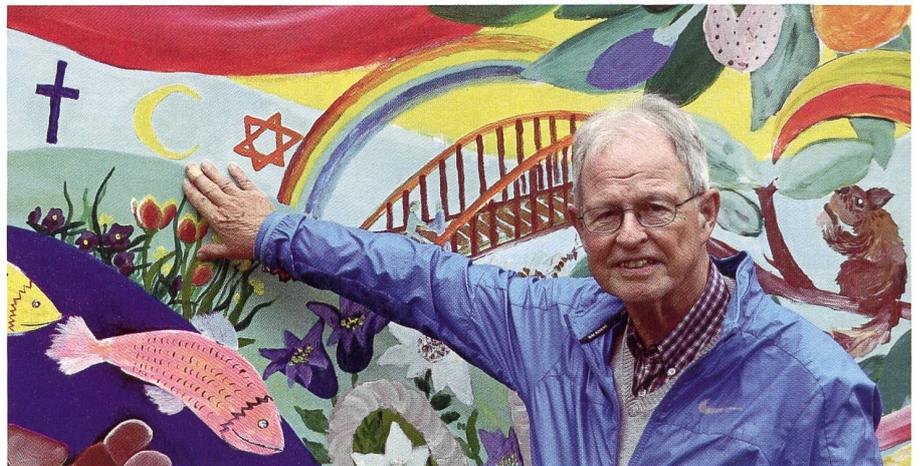
Es war ein Sprung ins kalte Wasser. Darum sagt er: «Den politischen Mai 68 habe ich verschlafen, obwohl ich politisch sehr interessiert bin.» Die neue Arbeit habe ihn derart gefordert, dass er den Revolten, die zu jener Zeit Mitteleuropa erschütterten, seine Aufmerksamkeit nicht auch noch schenken konnte. Seine Berufung zum ersten Pastoralassistenten verdankte der junge Theologe einigen «mutigen Pfarrern» in Luzern. Er bekam das Amt nämlich, ohne dass das Ordinariat in Solothurn angefragt worden war, verfügte also über keine bischöfliche «Missio canonica».

Der «erste Pastoralassistent der Schweiz» quittierte nach fünf Jahren seinen Dienst. Dies vor allem, weil er für seine Aufgabe keine richtige Ausbildung hatte. «Mir fehlte didaktisches Know-how, und das belastete mich immer stärker», resümiert Heggli.

Neue Aufbrüche

2003 wurde er Geschäftsführer der «Herbert Haag Stiftung für Freiheit in der Kirche». Dort lernte er neue Aufbrüche in der Kirche kennen. Er war selber ein «freies Experiment». In Frankreich finde heute ein solches statt. Der emeritierte Erzbischof von Poitiers, Albert Rouet, habe nicht Theologen, sondern einfach «geeignete Leute» beauftragt, um eine Pfarrei zu führen. Das sei wahrhaft «biblisch», sagt Heggli.

Georges Scherrer



Andreas Heggli steht für eine offene Kirche. | © Georges Scherrer

Fortsetzung von Seite 1

Jugend und Bischöfe ...

Mit betender Jugend in Tuchfühlung

Aus Anlass des Weltjugendtags bilden die Jugendlichen eine Gemeinschaft. Das Frühstück nehmen sie im Saal der Grenette ein. Auch Benjamin hat sich mit seinen Freunden, der Walliser Gruppe «Junge Leute, die beten», in den Kornhaussaal begeben. Benjamin stammt aus Vétroz und studiert Rechtswissenschaften in Freiburg. Dank dem Weltjugendtag ist er «tief im Glauben».

«Die Wurzeln sind nicht tot»

Für den Lobpreis und ein Betrachtungswort kehren Hunderte von Jugendlichen in die Kathedrale zurück. Die Abschlussfeier beginnt gegen vier Uhr nachmittags. Zum Abschluss gibt es viele Dankesworte und Applaus. Weihbischof Alain de Raemy erteilt den Schlusssegen und entlässt die Jugendlichen nach Hause. Zu einem letzten Händeschütteln platziert er sich vor der Kathedrale. «Es gibt Früchte, die Wurzeln sind nicht tot», bemerkt er lächelnd.

Bernard Hallet

«Augen öffnen für die Spiritualität von Landschaften»

Der von Sakralbauten geprägte Landstrich entlang der Saane im Kanton Freiburg ist «Landschaft des Jahres». Raimund Rodewald, Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, sagt, warum.

Zum achten Mal kürte die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz eine «Landschaft des Jahres». Warum fiel die Wahl auf das Saanebecken und was macht dieses so besonders?

Raimund Rodewald: Im Saanebecken im Kanton Freiburg fanden wir eine Dichte von Sakralbauten vor, die schweizweit einmalig ist. Gerade die vielen Kapellen bilden noch heute das Markenzeichen dieser kleinen Dörfer. Zwölf Klöster sowie viele Kreuze, Bildstöcke, Grotten und alte Pilgerwege prägen zudem die Landschaft entlang der Saane.

Auch Freiburg mit seiner in der Altstadt hoch über der Saane gelegenen gotischen Kathedrale St. Nikolaus ist äusserst sehenswert. Zudem machen nicht nur ihre Bauten die Sakrallandschaft in dieser Region aus, sondern auch ihre religiöse Kontinuität, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Sie ist noch heute so vital wie schweizweit nirgendwo.

Gibt es in der Schweiz vergleichbare Orte mit einer solchen Dichte an Sakrallandschaften?

Rodewald: Eine hohe Dichte an Sakralbauten finden wir auch in der Innerschweiz und beispielsweise zwischen Bodensee und Schaffhausen. Auch wenn man dort Klöster wie Rheinau und St. Katharinental vorfindet, die herausragende Positionen einnehmen, sind die sakralen Verbindungen inzwischen verloren gegangen.



Raimund Rodewald, Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz | © Vera Rüttimann

Den Preis erhält nebst dem Bistum Lausanne, Genf, Freiburg die Interessengemeinschaft «L'esprit des lieux». Was macht deren Arbeit so wertvoll, dass sie nun ausgezeichnet wurde?

Rodewald: Preiswürdig finden wir, dass jetzt eine Tourismusorganisation wie «L'esprit des lieux» versucht, den sakralen Reichtum des Saanebeckens der örtlichen und der auswärtigen Bevölkerung zu zeigen. Das finde ich bemerkenswert. Tourismus und Kirche verbindet vieles.

Gibt es Personen, die Sie hervorheben möchten?

Rodewald: Eine Person, die heraussticht, ist gewiss Pater Pascal Marquard, der den

Preis als Vertreter der ebenfalls ausgezeichneten Diözese Lausanne, Genf und Freiburg entgegennimmt. Eine schillernde und charismatische Persönlichkeit. Viele Leute, die die Prozessionswege und Kapellen in Ordnung halten, arbeiten im Stillen.

Warum hat das Thema Pilgern im Freiburger Saanebecken eine solche besondere Bedeutung?

Die vielen Prozessionswege im Saanebecken entstanden in einer Gegend, wo früher Armut herrschte. Pilgerreisen nach Lourdes oder Jerusalem hat sich die einheimische Bevölkerung damals nie leisten können. Deshalb hat man hier örtliche Pilgermöglichkeiten geschaffen. **Vera Rüttimann**

Genfs Katholiken auf Sponsorensuche

Zum fünften Mal luden die Katholiken in Genf zum Benefizessen ein. Dieses richtet sich an potenzielle Geldgeber. Es festigt die Bande unter Katholiken und stärkt das gesellschaftliche Netzwerk.

Das Benefizessen wird seit fünf Jahren organisiert. Ihm geht eine Podiumsdiskussion mit Politikern und Bischöfen voraus. Die Idee stammt vom Entwicklungschef der Kirche Genf, Geoffroy de Clavière. Er braucht Geld. Der Kanton kennt keine Kirchensteuer, die Kirche ist deshalb auf Spenden angewiesen.

Der Benefizabend bringt rund 60000 Franken ein. Abzüglich der Aufwendungen bleiben der Kirche rund 35000 Franken. Die

katholische Kirche in Genf verfügt über ein Jahresbudget von 12 Millionen Franken. Die Gehälter von 52 Priestern und 50 Laienseelsorgern im Kanton müssen bezahlt werden.

Grosszügige Spender

Geoffroy de Clavière wurde für die Weiterentwicklung des wichtigsten Geldgebersektors eingestellt. Gemeint sind potenzielle Geldgeber. Die grosszügigsten gaben 250000

Franken. «Als ich hier ankam, war das Fundraising bereits für Durchschnittsspender und die «Massenspender» (weniger als tausend Franken) strukturiert», sagt Geoffroy de Clavière. Die Beiträge von zehn Prozent der Grossspender machen heute 80 Prozent der Spenden aus.

Direktmarketing

Der Kirchenmann bemerkt: «Die Methode hat sich bewährt.» Für die 120000 katholischen Haushalte in Genf bringe sein Direktmarketing der Genfer Kirche jährlich rund 10 Millionen Franken ein.

Der Einsatz für das Fundraising fördere auch den Kontakt unter den Katholiken.

Bernard Hallet

Schweiz

Berns Katholiken fördern Diakonie

Zusätzlich 750000 Franken investiert die Katholische Kirche Region Bern bereits im laufenden Jahr in Einzelfallhilfe und Projekte für Benachteiligte in der Region. Die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche messe sich besonders am sozialen Engagement, erläuterte Gerda Hauck, Mitglied des Kleinen Kirchenrats. Das diakonische Engagement wird auf mindestens 15 Prozent der Steuereinnahmen und Erträge aus Liegenschaften erhöht.

Mit der Kanzel auf den Säntis

Das «Netzwerk Junge Erwachsene» will über die Kanzel die Welt verändern. Damit sie auch gehört werden, predigen sie an illustren Orten. Am Samstag schleppten sie ihre Kanzel auf den Säntisgipfel. Dabei war auch Bruder Leo vom Benediktinerkloster Fischingen. Die Kanzel haben sie bereits in einem Bahnhof und einem Schwimmbad aufgestellt. Predigt auf dem Säntis | © zVg



Ausland

Kardinal Pell wird der Prozess gemacht

Der australische Kurienkardinal George Pell muss sich auf einen Gerichtsprozess einstellen. Obwohl er sich in Melbourne vor Gericht erneut als «nicht schuldig» bezeichnete, wird ihm nun wegen Missbrauchsvorwürfen der Prozess gemacht. Nach monatelangem juristischen Tauziehen beschloss Richterin Belin-

Impressum

Katholisches Medienzentrum Redaktion kath.ch
Pfingstweidstrasse 10, CH-8005 Zürich

Telefon: +41 44 204 17 80

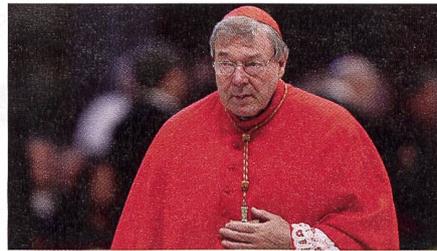
E-Mail: redaktion@kath.ch

Blattverantwortlich: Regula Pfeifer
Redaktion dieser Ausgabe: Georges Scherrer

kath.ch erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung.

Die Verwendung von Inhalten ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.

da Wallington, ein Hauptverfahren zu eröffnen. Die Beweise dafür seien ausreichend. Kardinal George Pell | © KNA



Kardinal Koch sagt Besuch in Eichstätt ab

Kardinal Kurt Koch hat seine Teilnahme am Fatima-Tag im Bistum Würzburg abgesagt. Am Gottesdienst sollte ein jüngst in Eichstätt geweihter, wegen antisemitischer Vorfälle umstrittener Neupriester präsent sein. Dies habe Koch zur Absage des Termins veranlasst. Vor fünf Jahren war der Seminarist nach einer Untersuchung antisemitischer Vorfälle aus dem Würzburger Priesterseminar entlassen worden, weil er KZ-Witze erzählt und Adolf Hitler parodiert hatte. Im Bistum Eichstätt erhielt er eine zweite Chance.

Vatikan

Kinder brauchen gemäss Papst Grenzen im Internet

Kinder müssen nach Auffassung von Papst Franziskus zu einem bewussten Gebrauch des Internets geführt werden. In ihrer natürlichen Neugier kennen Kinder keine Grenzen gegenüber den «hässlichen» Seiten des Netzes. Man müsse den Heranwachsenden dabei helfen, mit ihrem Wunsch nach Wissen nicht «Gefangene dieser Neugier» zu werden. Franziskus plädierte für Schamgrenzen gegenüber bestimmten Inhalten: «Dies frage ich nicht, das hier schaue ich nicht an, das will ich nicht.» Eine «schlechte Neugier» begleite den Menschen als Versuchung das ganze Leben hindurch. Grenzen seien dort erreicht, wo es um das «Ausschnüffeln des Lebens der anderen» oder um Rufschädigung gehe.

Opfer beschuldigen Berater des Papstes

Chilenische Missbrauchsoffer haben schwere Vorwürfe gegen einen der engsten Berater des Papstes erhoben. Kardinal Francisco Errazuriz habe über mehr als fünf Jahre die Strafverfolgung sexueller Vergehen unterbunden, sagte James Hamilton in Rom. Hamilton hatte Papst Franziskus während eines mehrtägigen Treffens im Vatikan seine Erfahrungen mit Missbrauch und Vertuschung in der chilenischen Kirche dargelegt.

Social Media

Das öffentliche Kreuz

In Bayerns öffentlichen Gebäuden soll wieder das Kreuz hängen. Auf Social Media wird das heftig diskutiert.

Johannes Bader wittert auf Facebook eine Machtdemonstration, die im Gegensatz zur christlichen Nächstenliebe stehe. Yvã Ämmitau ist der Ansicht, dass die Christen «aus Nächstenliebe die Indianer und heidnischen Völker Europas» ausgerottet haben.

Auch Thomas Percy findet, dass religiöse Symbole in öffentlichen Einrichtungen nichts zu suchen hätten, da sich der Staat neutral verhalten solle.

Sophia Maria Würmli weist das Wort «neutral» zurück. Sie lebe in einem «demokratischen Staat, in dem die Mehrheit sagt, wo es langgeht, und nicht die Minderheit».

Ruedi Bachmann verweist in seiner Antwort auf ein Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts, das den Staat als «Heimstatt aller Staatsbürger» bezeichnet und ihn zu «weltanschaulich-religiöser Neutralität» verpflichtet. Markus von Arx bezeichnet das Kreuz als ein klares Bekenntnis «zu unserer über 1600-jährigen christlichen Kultur in Europa».

Birgit Leisegang findet, wenn es beim Kreuz um die «universale Wahrheit geht, die uns Jesus gelehrt hat: Gottes- und Nächstenliebe», dann solle es nicht nur in Bayern seinen Platz in Amtsstuben haben.

Esther Krebs weist auf «hässliche Kriege» hin, die auch in der Schweiz stattfanden, und findet darum: «Kreuze gehören in die Kirchen.» (gs)

Zitat

«Als Nuntius, als Vertreter des Heiligen Vaters, bin ich schon traurig und beschämt, dass, wenn in einem Nachbarland Kreuze errichtet werden, ausgerechnet Bischöfe und Priester kritisieren müssen.»

Peter Stephan Zurbriggen

Der Nuntius in Österreich, Erzbischof Zurbriggen, bedauert, dass deutsche Bischöfe sich gegen Bayerns Entscheidung stellen, Kreuze in Amtsstuben aufzuhängen.



Ein Schulkind in Hebron wartet auf seinem Weg zur Schule bei einem Checkpoint auf den Durchlass. (Bild: Bettina Flick)

Eine sinnvolle Aufgabe

Schon zum zweiten Mal konnte ich einen solchen Einsatz leisten. Es ist nicht immer einfach, die konkreten Auswirkungen der Besatzung Palästinas durch das israelische Militär im Alltag miterleben. So viele Geschichten von Not und Ungerechtigkeit habe ich gehört, so viele Momente voller Spannung miterlebt. Es sind die kleinen Momente, die mir immer wieder neu gezeigt haben, dass die Aufgabe als Menschenrechtsbeobachterin Sinn macht: Da traut sich ein Schul-

kind nicht, allein an den Soldaten vorbeizugehen, ergreift aber freudig meine Hand und geht mit mir zusammen nach Hause. Ein Beduine, dessen Zelt schon mehrfach zerstört wurde, meint: «Wenn ihr mich nicht immer wieder besuchen würdet, hätte ich schon lange aufgegeben und wäre geflüchtet.» Und ein palästinensischer Friedensaktivist ist überzeugt: «Ihr seid unsere Lebensversicherung. Weil ihr da seid, ist die Gewalt weniger schlimm.»

Bettina Flick

EAPPI antwortet auf einen Ruf der lokalen Kirchen sowie von palästinensischen und israelischen Menschenrechtsorganisationen nach internationaler Präsenz. Das Programm ist ein Zeichen der internationalen christlichen Gemeinschaft mit den Kirchgemeinden vor Ort. In der Schweiz übernehmen HEKS und Peace Watch Switzerland die Verantwortung, Freiwillige für den Einsatz bei EAPPI auszuwählen, vorzubereiten und zu begleiten. www.peacewatch.ch

Mehr Bilder zum Artikel als Bonusmaterial unter www.kirchenzeitung.ch

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Erscheint zweiwöchentlich, jeweils donnerstags (an Feiertagen freitags), Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember

Auflage: 2500 Expl.

Anschrift/Redaktion

Arsenalstrasse 24,
Postfach 1064
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Leitende Redaktorin
Dr. Maria Hässig (mh)

Redaktorin
Mth Rosmarie Schärer (rs)

Produzentin/Geschäftsführerin
Brigitte Burri (bb)

Herausgeber

Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Herausgeberkommission

Die Generalvikare:
Dr. Markus Thürig (Solothurn)
Dr. Martin Grichting (Chur)
Guido Scherrer (St. Gallen)

Redaktionskommission

Pfr. Heinz Angehrn (Abtwil)
Pfr. Dr. Roland Graf (Unteriberg)
Dr. Thomas Markus Meier (Oberbösgen)
David Wakefield (Luzern)

Abo-Service

Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Einzelnummer CHF 9, Doppelnummer
CHF 15 (exkl. Versand), Jahres-Abo
Inland CHF 169 (Ausland CHF 199),

Jahres-Abo Studierende CHF 98
(Ausland CHF 128), Kennenlern-Abo
(4 Ausgaben) CHF 35.

Abonnenten erhalten Zugriff auf das Digitalangebot der SKZ (E-Paper; weiterführende Artikel, Dossiers und Archiv) unter www.kirchenzeitung.ch

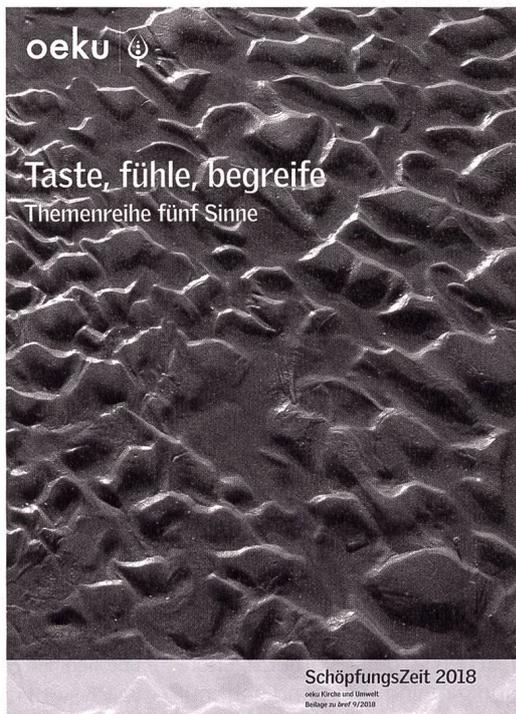
Inserate-Service

Telefon 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag

Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Für einverlangtes Material gehen alle Rechte an die Herausgeber über. Die Wiedergabe von Beiträgen (Print und Online), auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Amtliche Mitteilungen verantwortet die publizierende Institution.



SchöpfungsZeit-Dokumentation

oeku Kirche und Umwelt gestaltet die SchöpfungsZeit 2016 bis 2020 mit einer Themenreihe zu den fünf Sinnen. 2018 geht es mit «Taste, fühle, begreife» um den Tastsinn. 2019 und 2020 folgen Schmecken und Sehen. Zusätzlich zum hier in Auszügen abgedruckten Magazin hat oeku eine Arbeitsdokumentation mit Predigtimpulsen von Catherine Chalier und Otto Schäfer erarbeitet. Enthalten sind zudem liturgische Texte, Liedvorschläge sowie Ideen für Erlebnisaktionen mit Kindern und Jugendlichen. Diese und frühere Unterlagen können auf www.oeku.ch (> Publikationen > Bestellungen) angefordert werden.

Zum Geleit

Taste, fühle, begreife

Um die Haut mit ihrer Sensibilität geht es während der SchöpfungsZeit in diesem Jahr. Die Haut ist allen Geschöpfen gemeinsam – Pflanzen, Tieren und Menschen. Sie schützt den Körper gegen äussere Einflüsse. Gleichzeitig stehen die Geschöpfe mit der Welt, die sie umgibt, in einem ständigen Austausch. Sie sind für ihr Leben und Überleben auf die Gaben der Schöpfung angewiesen: die Luft, die sie atmen, das Wasser und die Nahrung, die sie aufnehmen, die Kontakte, die sie pflegen. «Das ganze Universum ist ein Ausdruck der Liebe Gottes, seiner grenzenlosen Zärtlichkeit uns gegenüber. Der Erdboden, das Wasser, die Berge – alles ist eine Liebkosung Gottes», schreibt Papst Franziskus in der Enzyklika «Laudato si'». Dank der Sinne können wir uns als lebendige und von Gott geliebte Wesen wahrnehmen. Ohne die sinnliche Wahrnehmung über die Berührung wüssten wir nicht einmal, dass wir existieren, stellt Irène Moser in ihrem Beitrag fest (S. 197). Gartenarbeit, ist Anne-Christine Menu-Lecourt überzeugt, stärkt die Verbundenheit mit der Schöpfung und dem Schöpfer (S. 199). Hubert Kössler hat erfahren, dass in der Salbung eines kranken Menschen etwas von der königlichen Würde aufscheint, die allen Menschen zukommt (S. 199). Doch die Sorge für den Mitmenschen und das Mitgeschöpf sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden. «Denn in jedem Geschöpf wohnt sein [Gottes] lebenspendender Geist, der uns in Beziehung zu ihm ruft», meint Papst Franziskus. Kein Geschöpf ist überflüssig.

Kurt Zaugg-Ott

SchöpfungsZeit? oeku!

Über 800 Kirchgemeinden, kirchliche Organisationen und Einzelpersonen tragen den ökumenischen Verein oeku Kirche und Umwelt, der 1986 gegründet wurde.

Damit das christliche Engagement für die Bewahrung der Schöpfung wächst

- regt die oeku mit der Aktion SchöpfungsZeit schöpfungstheologisches Lernen und Erfahren in den Kirchgemeinden an,
- fördert die oeku mit Bildungsveranstaltungen und Publikationen umweltgerechtes Verhalten innerhalb der Kirchen,
- vergibt die oeku das Label «Grüner Güggel» an Kirchgemeinden mit systematischem Umweltmanagement,
- bringt die oeku ökologisch-ethische Überlegungen in die öffentliche Diskussion ein.

Das Engagement der oeku ist nur möglich dank der Unterstützung der Mitglieder, durch Spenden und Kollekten. Wir danken herzlich für Ihr Mittragen!



Die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz empfiehlt, die SchöpfungsZeit zu feiern und die Unterlagen der oeku einzusetzen. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund, die Schweizer Bischofskonferenz und die Christkatholische Kirche der Schweiz empfehlen ebenso, den Zeitraum zwischen dem 1. September und 4. Oktober dem Gebet für den Schutz der Schöpfung zu widmen.

oeku Kirche und Umwelt
Schwarztorstrasse 18
Postfach
3001 Bern

Tel. 031 398 23 45
info@oeku.ch
www.oeku.ch

Postkonto 346 800 3
(4172 0900 0000 3400 0800 3)

Gedruckt auf
Ecoless Recycling
Umweltschutzpapier

Gestaltung:
pool&design.ch

Taste, fühle, begreife

Themenreihe fünf Sinne

SchöpfungsZeit 1. September bis 4. Oktober 2018

Impressum

SchöpfungsZeit 2018

Herausgeber:

oeku Kirche und Umwelt
Schwarztorstrasse 18, Postfach,
3001 Bern, Tel. 031 398 23 45
E-Mail: info@oeku.ch

Web: www.oeku.ch

Redaktion:

Kurt Zaugg-Ott,
Claudia Baumberger

Die folgenden Artikel stammen aus dem aktuellen Magazin zur Themenreihe fünf Sinne «Taste, fühle begreife». Info: www.oeku.ch



Neugeborene brauchen viel direkten Hautkontakt.

(Bild: Claudia Baumberger)

Ich spüre, also bin ich

Die Haut ist das grösste Sinnesorgan des Menschen. Ohne die sinnliche Wahrnehmung über die Berührung wüssten wir gar nicht, dass wir existieren. Fast lässt sich sagen: «Ich spüre, also bin ich!»

Der Tastsinn ist der erste Sinn, der im Mutterleib entwickelt wird. Ohne eine sinnliche Wahrnehmung über die Berührung wüssten wir gar nicht, dass wir existieren. Erst die Reize, die wir durch den Tastsinn wahrnehmen, geben uns Anhaltspunkte, dass wir leben. Im Gegensatz zu den anderen Sinnen, die bei einer Fehlfunktion teilweise kompensiert werden können, kann das Körperempfinden durch nichts ersetzt werden.

Berühren und berührt werden

Das Berührungsempfinden wird in zwei Unterbegriffe eingeteilt. Man unterscheidet zwischen der haptischen und der taktilen Wahrnehmung. Der Begriff Haptik beschreibt alle Empfindungen, die wir über die aktive Bewegung wahrnehmen, kommt also immer dann zum Zuge, wenn wir etwas aktiv berühren. Tak-

tilen Empfinden besteht dann, wenn Reize auf uns eintreffen, wenn wir also berührt werden.

Lange bevor Babys zu sprechen beginnen, erforschen sie ihre Umgebung mit dem Mund oder betasten stundenlang Gegenstände. Diese haptischen Ersterfahrungen sind lebensnotwendig. Sie sind beispielsweise für die Nahrungsaufnahme unabdingbar. Die Haut ist das grösste Organ des Menschen. Der Tastsinn befindet sich im ganzen Körper, aber vor allem in der Haut. Die Haut ist mit einer Oberfläche von 1,5 bis 2 m² und 14 bis 18 kg Gesamtgewicht das grösste Sinnesorgan, ja sogar das grösste Organ des Menschen. Die Haut schützt unseren Körper vor dem Verlust der Körperflüssigkeiten und schafft uns zugleich durch den Wahrnehmungssinn den Zugang zu unserer Umwelt.

Jeder Quadratzentimeter Haut besteht aus durchschnittlich drei Millionen Zellen sowie aus vier Metern Nervenfasern. In der Haut haben wir Sinneszellen, die auf verschiedene Reize reagieren. Temperatur, Druck, Berührung, Dehnung, Vibration und Schmerz werden von unterschiedlichen Rezeptoren wahrgenommen. Die Sinneszellen sind über den ganzen Körper verteilt und an bestimmten Stellen, wie zum Beispiel den Fingerspitzen, den Lippen oder der Zunge, viel höher konzentriert. Dadurch können wir mit den Fingern oder mit dem Mund Dinge sehr differenziert wahrnehmen. Auch die Schleimhäute von Mundhöhle, Nase oder Augen sind mit Rezeptoren ausgestattet, die uns mit wichtigen Informationen versorgen.

*Irène Moser**

*Irène Moser, Master of Science in Nursing, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fachstelle Dienste und Entwicklung am Berner Bildungszentrum Pflege.

Vom Leuchten der Haut

Die Haut spiegelt die Ambivalenz des Lebens. Über die Haut strahlen wir Glück und Unglück aus. Mit unseren Händen empfangen wir die Gabe der Eucharistie oder des Abendmahls. In Salbungen klingt etwas von der königlichen Würde an, die allen Menschen zukommt.

Manchmal leuchten Menschen. Sie strahlen. Eltern etwa, die ein gesundes Neugeborenes im Arm halten. Ein Kind, das ein Geschenk auspackt, das ihm Freunde beim Besuch im Krankenzimmer mitgebracht haben. Moses steigt vom Berg Sinai hinunter – die beiden Tafeln der Bundesurkunde hält er in der Hand. Es ist erstaunlich, wie Moses in dieser Szene beschrieben wird: Die «Haut seines Gesichtes leuchtete, weil er mit Gott geredet hatte», ja sogar: «seine Haut strahlte Licht aus» (Ex 34). Moses leuchtet, er strahlt – und das Medium dieses Leuchtens ist seine Haut.

Manchmal stimmt alles: Wir sind eins mit unserer Umgebung und mit uns selbst, die Dinge laufen rund, der Lebensplan geht auf, wir sind glücklich. Das, was wir wollen, und das, was wir

sind, stimmt überein. Dann leuchten wir. Dann leuchtet unsere Haut, wie das Erste Testament sagt. Und kaum etwas wirkt so attraktiv und lenkt unweigerlich den Blick auf sich wie der Anblick eines strahlenden Menschen.

Unglück grenzt aus

Aber die gleiche Haut, die leuchten kann, macht uns auch deutlich, wie verletzlich wir sind. Die Haut von Frühgeborenen ist so dünn, dass sie noch nicht ausreichend vor Flüssigkeits- und Wärmeverlust schützt. Wenn ein Patient unter einer blasenbildenden Hautkrankheit leidet oder wenn sich unter der Haut einer Anorexie-Patientin Wangenknochen und Schädel abzeichnen, dann wird das empathische Hinsehen schnell einmal schwierig. Vernarbte Haut kann zeitlebens davon zeugen, was ein

Mensch an Verwundung und Verletzung erlitten hat. Hiob ist mit einem bösen Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel geschlagen. Seine Haut ist verkrustet und eitert. Er appelliert an seinen Schöpfer, ihn zu retten. Immerhin habe der ihn doch mit Knochen und Sehnen durchflochten und mit Fleisch und Haut umgeben. Vergeblich. Da «nahm er sich eine Tonscherbe, um sich damit zu kratzen, und sass mitten im Schutthaufen». Elender kann man sich einen Menschen nicht denken, kein eindrucksvolleres Bild von Leid und (Selbst-)Ekel ist vorstellbar: Der malträtierte, geschundene Mensch sitzt im Abfall und schabt sich die Haut.

Die Aussätzigen, die Jesus um Hilfe anrufen, leiden nicht nur an körperlichem Schmerz. Sie leiden vielleicht noch mehr, weil sie wegen ihrer Hautkrankheit marginalisiert, aus der Gemeinschaft ausgestossen werden. Die Haut ist Ausdruck der Ambivalenz des menschlichen Lebens. Wir sind ausgespannt zwischen Schönheit und Attraktivität auf der einen und Abstoßung und Verletzbarkeit auf der anderen Seite.

Die eigene Haut retten

Die Haut lässt uns die Welt spüren und ermöglicht uns, physischen Kontakt zu anderen aufzunehmen. Durch die Haut lassen wir uns berühren, empfinden Lust und Trost. Ebenso spüren wir aber auch Schmerz – vermittelt durch die Haut. Wir sind durch dieses Organ äusserst empfindlich und verletzlich. Im Roman «La pelle» von Curzio Malaparte steht die Haut für die gesamte menschliche Existenz: «Heutzutage leidet man und lässt man leiden, tötet und stirbt man, vollbringt man wunderbare Dinge und entsetzliche Dinge, nicht



Hände erzählen von Lebenserfahrung und Arbeit.

(Bild: Claudia Baumberger)

etwa, um die eigene Seele, sondern um die eigene Haut zu retten ... Es ist nichts als die Haut, was heute zählt.»

Gott empfangen

Wenn ein Patient oder eine Patientin die Hände ineinanderlegt und nach oben öffnet, um die Kommunion oder das Abendmahl zu empfangen – dann nehme ich wahr, was für eine Haut diese Hände umgibt: die schwielenigen, groben Hände der Arbeiterin, die gepflegten Hände des Bankangestellten, kräftige, sonnengebräunte Hände des Sportlers. Blasse, zitternde Hände der Greisin. Kinderhände mit zarter Haut. Alle diese Hände mit ihren unterschiedlichen

Lebenserfahrungen und Lebenssituationen sind «würdig», dass Gott «eingehe unter ihr Dach».

Salbungen

Die Könige in Israel wurden nicht gekrönt, sondern mit einem besonderen Öl gesalbt. Dieses Salben der Haut hob den einfachen Menschen aus dem Volk empor und verlieh ihm königliche Würde. Und jener König, der alles irdische Königtum radikal relativiert und in Frage stellt, weil er sein Königtum auf die Wehrlosigkeit der Liebe gründet, heisst schlicht «der Gesalbte». Schon während seines Lebens salben ihm Frauen die Füße. Und am Ende, zwei Tage nach

seinem gewaltsamen Tod, werden sie zu seinem Grab gehen, um den Leichnam zu salben: ein letzter Liebesdienst. Etwas davon klingt an, wenn wir im Spital einen kranken Menschen salben. Etwas von der Schönheit, die der menschlichen Haut ursprünglich und eigentlich zukommt. Etwas von der Fragilität und Verletzbarkeit, die unser Leben zeichnet und bedroht. Etwas von dem Schutz, den die Salbe der durch Kälte oder Hitze gefährdeten Haut spendet. Etwas von der königlichen Würde, die allen Menschen zukommt. Etwas von der Hoffnung auf Heilung, die keine Verwundung zerstören kann.

*Hubert Kossler**

Handarbeit für die Schöpfung

Mit urbanen Gärten um Kirchen werden in Genf Menschen für die Natur sensibilisiert. Sie bieten gleichzeitig die Gelegenheit, Natur zu erfahren und sich Gott zu nähern.

Das Projekt «Jardiniers de la Création» fördert die Biodiversität um kirchliche Gebäude und gibt der Natur Raum, um die Verbundenheit zwischen uns und der Erde bewusst zu machen (Ps 104,13–15). Es will die Vorbegehenden dafür sensibilisieren, die Erde zu schützen und in den Quartieren ein Lebensnetz zu knüpfen. Bereits Adam und Eva sind in einen Garten gesetzt worden, um ihn zu pflegen und zu hüten (Gen 2,15). Ein begrünter Parkplatz zeigt, dass sterile Orte fruchtbar werden können. Durch die Freude, die die Gärten uns bereiten, werden sie zum Zeugnis für die Nähe Gottes.

Schöpferischer Schmutz

Gartenarbeit setzt uns der Natur aus. Die Haut unserer Hände wird strapaziert. Deshalb tragen wir oft Handschuhe. Ohne Handschuhe werden unsere Finger rasch schmutzig. Schmutzige Hände erinnern mich an meine Kindheit. Sie verbinden mich mit der Erde, aus der wir kommen und zu der wir zurückkehren werden. Sie machen mich vertraut mit dem Kreislauf des Lebens.

Den Garten spüren

Mit geschlossenen Augen den Garten entdecken: Unsere Finger berühren die metallene Kälte der Werkzeuge, die Kieselsteine, die Wurzeln, die stechenden Brombeeren, die Feuchtigkeit. Unsere Haut spürt das Kitzeln der Biene, die flauschige Oberfläche eines Kürbisblattes, die Wärme der Sonne, das Kräuseln des Windes oder das Trommeln des Regens. Unsere Hände üben Gewalt aus, wenn wir Baumstümpfe ausreissen. Sie sind sanft und sorgfältig, wenn wir Setzlinge pflanzen.

Nackt auf der Erde

Wenn wir mit nackten Füßen auf einer Wiese stehen, spüren wir die Wurzeln, die von unten an uns stossen. Die Füße verbinden uns mit der Erde. Dies wiederum befreit unseren Geist, lädt uns ein, den Himmel zu betrachten und mit demjenigen in Kontakt zu treten, der uns die Erde anvertraut hat, so wie eine Gärtnerin bezeugt: «Wenn ich in den Garten komme, nähere ich mich Gott.»

*Anne-Christine Menu-Lecourt***



Elementare Erfahrungen im Garten: die Aussaat.

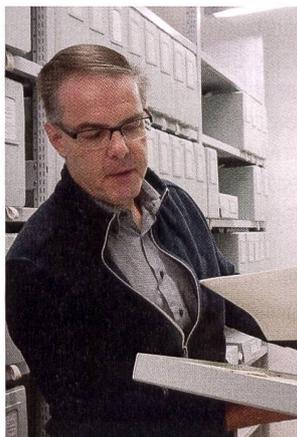
(Bild: Claudia Baumberger)

*Hubert Kössler ist katholischer Theologe und Co-Leiter Seelsorge am Unispital in Bern.

**Anne-Christine Menu-Lecourt ist Pfarrerin der Protestantischen Kirche in Genf mit dem Schwerpunkt «Katechetik, Bildung und Animation».

Das Bistum Chur und seine Geschichte

Im Herbst 2017 erschien das Buch «Das Bistum Chur» von Diözesanarchivar Albert Fischer. Nach über 100 Jahren gibt es wieder eine umfassende Publikation zur Geschichte des Bistums.



Dr. theol. Albert Fischer (Jg. 1964) ist Diözesanarchivar des Bistums Chur und seit 2009 Mitglied des Churer Domkapitels. Seit 2014 ist er Dozent für Kirchengeschichte der frühen Neuzeit und Churer Diözesangeschichte an der Theologischen Hochschule Chur.

Als Albert Fischer 2004 seine Stelle als Diözesanarchivar des Bistums Chur antrat, fand er ein ziemlich ungeordnetes Archiv vor. Als passionierter Historiker nutzte er das Durchsehen und Kategorisieren der Akten auf seine Weise: Er ordnete nicht nur die Akten, sondern setzte sich mit der jeweiligen Zeitgeschichte auseinander und ordnete die Dokumente richtig ein. So entstanden mehrere Bücher.¹

Für seine Vorlesungen an der Theologischen Hochschule in Chur muss er die Themen jeweils stark zusammenfassen und «auf den Punkt bringen». Da ist ihm der Gedanke gekommen, dass es gut wäre, 100 Jahre nach der Veröffentlichung der letzten umfangreichen Bistumsgeschichte² ein neues Buch zu schreiben.

Quellenlage als Auswahlhilfe

Schnell war Fischer klar, dass er die Geschichte des Bistums in zwei Teile untergliedern will. Im vorliegenden ersten Band geht es um das historische Bistum Chur mit Vorarlberg und Vinschgau. Die Geschichte ist nach Jahrhunderten geordnet und es werden aus jeder Zeit wichtige Ereignisse erzählt. Die Auswahl wurde teilweise durch die Quellenlage vorgegeben: Über die Romanisierung des Alpenraums gibt es keine schriftlichen Quellen. Alles muss aus den Ergebnissen der Archäologie hergeleitet werden. Bis zum 9. Jahrhundert gibt es auch nur eine einzige Urkunde (Schutzurkunde Karls des Grossen). Hilfreich waren die Bischofslisten, auch wenn nicht alle korrekt sind. Ab dem 12. Jahrhundert sind mehr Urkunden vorhanden und ab dem 14./15. Jahrhundert gibt es verschiedene Dokumente. «Je besser die Quellenlage, desto mehr konnte ich schreiben», führt Fischer aus.

Persönliche Highlights

Ein wichtiges Kapitel für den Archivar ist jenes über den Barock und die damit zusammenhängende Intensivierung der Pfarrseelsorge. Er staunt noch immer über die unglaubliche Baukultur in dieser Zeit: «Die vielen Kirchen und Kapellen in den Tälern – und alles war finanziert!» In diese spannende Zeit gehört auch die rhätische Kapuzinermission.

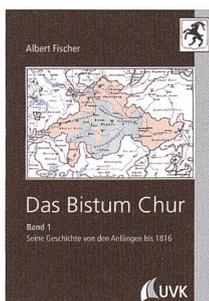
Ein Highlight der besonderen Art war die Aufarbeitung der leidvollen Zeit der Hexenverfolgung. Einige Beispiele waren bereits gut bekannt, eins aber noch nicht: das Schicksal des Kaplans Gerold Hartmann aus Schaan (FL). Beim Ordnen des Archivs fand Fischer die Verhörprotokolle aus dem Jahr 1679. Der Kaplan war 43 Wochen im Marsölturm in Chur inhaftiert. Bei umfassenden Sanierungsarbeiten kamen unter dem Verputz Graffiti zum Vorschein, die grösstenteils von Gefangenen stammten. So auch die 43 Striche, die Hartmann an der Wand angebracht hatte. Zum Glück wurde der Kaplan an den damaligen Grossinquisitor, den Erzbischof von Mailand, überstellt. Dieser befand ihn für unschuldig und liess ihn frei. Geholfen hat es dem Kaplan aber nicht viel – er kehrte als gebrochener Mann in seine Heimat zurück.

Spannend findet Albert Fischer auch die Geschichte des Priesterhauses in Meran (1801–1807), dem Vorgänger des Priesterseminars St. Luzi in Chur. Streng genommen war es kein Seminar, sondern ein Haus für die – wie wir heute sagen würden – Pastorkursabsolventen.

Die Forschungsarbeiten, die er für seine Bücher und die Vorlesungen geleistet hatte, kamen ihm bei seinem neuesten Projekt zugute. «Ich konnte so die Bistumsgeschichte durch neue Forschungen von mir füttern», meint er und lächelt dabei verschmitzt.

Bistum Zürich und andere «heisse» Themen

Der zweite Band der Bistumsgeschichte, der im Herbst 2019 erscheinen soll, umfasst die Zeit von 1816/19 bis heute. Dabei warten spannende Themen auf ihn wie z. B. die Geschichte Zürichs, das als Teil des ehemaligen Bistums Konstanz der apostolischen Administration des Churer Bischofs untersteht. Etwas, das bis heute nie richtig geregelt wurde. Auch die überraschende Zuordnung des Kantons Glarus zum Generalvikariat Zürich ist eine interessante Geschichte. «Beim zweiten Band werde ich mir noch genauer überlegen müssen, was ich schreibe», meint der Buchautor, «denn einige der behandelten Personen leben noch.»
Rosmarie Schärer



«Das Bistum Chur», Band I: Seine Geschichte von den Anfängen bis 1816. Von Albert Fischer, 2017, ISBN 978-3-86764-807-3, EUR 49.–, www.uvk.de

Langversion des Artikels
Bonusmaterial auf
www.kirchenzeitung.ch

¹ Fischer, Albert, Das Priesterhaus in Meran 1801–1807: Ergebnis einer späten tridentinischen Umsetzung und intensiver Bemühungen des Churer Episkopats um eine diözesaneigene Bildungsstätte, Innsbruck 2010; ders., «Visitiere deine Diözese regelmässig!» Klerus und kirchliches Leben im Dekanat Vinschgau im Spiegel der Churer Visitationen zwischen 1595 und 1779 (Schlern-Schriften 358), Innsbruck 2012; ders., Klosteraufhebungen, Pfarrei- und Diözesanregulierung. Die Auswirkungen der thesesianisch-josephinischen Kirchenpolitik auf das Territorium des österreichischen Anteils des Bistums Chur 1780 bis 1806/16. Ein Beitrag zum 200-jährigen Gedenken an das Ende des Bistums Chur in seinen historischen Grenzen 1816, Konstanz 2016.

² Mayer, Johann Georg, Geschichte des Bistums Chur, 2 Bde., Stans 1907/1914.

Amtliche Mitteilungen

ALLE BISTÜMER

Liturgie feiern und verstehen – Grundkurs Liturgie

Im September 2018 beginnt ein neuer Kurs. Er dauert bis Juli 2019 und wird vom Liturgischen Institut durchgeführt. Die Teilnehmenden lernen mithilfe von Lehrbriefen die Grundlage der Liturgie, den Ablauf und die Bedeutung verschiedener Feiern kennen. Praxisaufgaben in der Pfarrei vor Ort und Kurstage dienen dem Erwerb praktischer Kompetenzen vom Schreiben der Fürbitten bis zur Vorbereitung und Leitung einfacher Gottesdienste. Neu befähigt der Kurs auch zur Leitung von Wort-Gottes-Feiern in bestimmten Situationen.

Weitere Informationen zum Kurs und Anmeldung unter www.liturgie.ch (Veranstaltungen).

Liturgisches Institut der deutschsprachigen Schweiz

1. September 2018, um 15 Uhr in der Kathedrale St. Urs und Viktor in Solothurn. Die Einladung verteilen die Pfarrämter. Anmeldeschluss ist der 10. August 2018.

Bischöfliche Kanzlei

BISTUM CHUR

Ernennungen

Nach Ablauf der bisherigen Amtsdauer erneuerte Diözesanbischof Vitus Huonder die Ernennung für:

- *Matthias Andreas Hauser* zum Pfarrer der Pfarrei hll. Peter und Paul in Vals GR.

Bischöfliche Kanzlei Chur

BISTUM BASEL

Ernennung

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica) per 1. Mai 2018:

- *Karin Klemm* als Klinikseelsorgerin in der Luzerner Psychiatrie St. Urban LU.

Im Herrn verschieden

Hans Wirz, em. Vikar, dipl. Analytiker (C.G.-Jung-Institut), Dietikon ZH, verstarb am 14. April 2018. Am 19. März 1938 in Balzerswil TG geboren, empfing der Verstorbene am 27. Juni 1965 in Sirnach TG die Priesterweihe. Nach der Priesterweihe stand er als Vikar von 1965 bis 1966 in der Pfarrei Allerheiligen Basel und von 1966 bis 1970 in Birsfelden BL im Dienst. Ab 1970 wirkte er als Aushilfspriester in Engstringen ZH und später in Dietikon ZH. Nach Abschluss seines Studiums am C.G.-Jung-Institut in Zürich arbeitete er ab 1976 als dipl. analytischer Psychologe mit eigener Praxis in Dietikon ZH. Seinen Lebensabend verbrachte Wirz in Dietikon ZH. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 25. April 2018 in der Pfarrkirche St. Agatha Dietikon ZH statt.

Ausschreibungen

Die vakant werdenden Pfarrstellen St. Wendelin Allenwinden ZG und Heilige Familie Unterägeri ZG im Pastoralraum ZG 2 Zug Berg wird für einen Pfarrer (100%) oder einen Gemeindeleiter/eine Gemeindeleiterin (100%) per 1. Oktober 2018 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (s. Inserat). Interessierte Personen melden sich bitte bis 1. Juni 2018 unter personalamt@bistum-basel.ch oder per Post: Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Festgottesdienst 2018 zur «goldenen Hochzeit»

Bischof Felix Gmür lädt alle Paare des Bistums Basel, die 2018 ihren 50. Hochzeitstag feiern, zu einem Festgottesdienst ein. Der Gottesdienst findet statt am Samstag,



Die Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Basel-Landschaft und das Bischofsvikariat St. Urs suchen **ab 1. Juli 2018 oder nach Vereinbarung** für das neue pastorale Zentrum mit Sitz in Liestal eine / einen

Fachverantwortliche(n) Diakonie (80 %)

Fachverantwortliche(n) Bildung und Spiritualität (80%)

Nähere Informationen zu den einzelnen Stellenprofilen und Anforderungen finden Sie auf unserer Website www.kathbl.ch

Bewerbungen sind einzureichen bis: **31. Mai 2018** gemäss den Angaben in den entsprechenden Stellenbeschreibungen.



Die katholische Kirche in der Bistumsregion Deutschfreiburg sucht für das Bischofsvikariat per sofort oder nach Vereinbarung eine/einen

Kommunikationsverantwortliche/n zu 50 %

Ihr Aufgabengebiet umfasst

- Mitteilungsblatt der Bistumsregion planen und verfassen
- Regionalseiten für Pfarrblätter Deutschfreiburgs erstellen
- Communiqués verfassen und publizieren
- Webmaster-Mitarbeit für die Homepage der Bistumsregion
- Erstellung des Jahresberichts und des Veranstaltungshefts der Bistumsregion
- Unterstützung der Seelsorgeeinheiten und Fachstellen im Bereich Kommunikation
- Zusammenarbeit mit dem Kommunikationsdienst des frz. Bischofsvikariats, des Bistums, der SKZ, von kath.ch sowie der Presse
- Planung und Durchführung von Kommunikationsprojekten

Wir erwarten von Ihnen:

- Verbundenheit und Vertrautheit mit dem Leben der katholischen Kirche
- Journalistische Ausbildung und Erfahrung
- Ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit
- Eigeninitiative und Selbständigkeit
- Teamfähigkeit und Flexibilität

Wir bieten Ihnen:

- eine spannende und abwechslungsreiche Tätigkeit
- Unterstützung durch ein motiviertes Team
- Arbeitsort Freiburg (bd de Pérolles 38)
- Anstellungsbedingungen gemäss den Richtlinien der Katholischen Kirche Freiburg

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne:

Marianne Pohl-Henzen, Adjunktin des Bischofsvikars, 026 426 34 15.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis Ende Mai 2018 an: Marianne Pohl-Henzen, Adjunktin, Bischofsvikariat, Bd de Pérolles 38, 1700 Freiburg, oder an: bischofsvikariat@kath-fr.ch

Die Pfarreien
von Unterägeri und Allenwinden
im Kanton Zug



Katholische Kirche
Unterägeri

suchen auf den 1. Oktober 2018 oder nach Vereinbarung

einen Pfarrer, bzw. eine Gemeindeleiterin/einen Gemeindeleiter (100 %)

für die Leitung der beiden lebendigen und aufgeschlossenen Pfarreien Heilige Familie, Unterägeri und St. Wendelin, Allenwinden mit ca. 5'500 Gläubigen.

Bei uns finden Sie

- engagierte, erfahrene Mitarbeitende und viele ehrenamtliche Tätige
- initiative Gruppen und Vereine mit vielen Aktivitäten
- eine funktionierende Zusammenarbeit im Pastoralraum Zug Berg
- Offenheit für neue Ideen
- eine gute Infrastruktur
- gelebte Ökumene
- eine grosszügige Wohnung im Pfarrhaus in Unterägeri
- Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der Kirchgemeinde Unterägeri

Sie sind bereit

- die pastorale Führung der beiden Pfarreien und Einsitz im Kirchenrat Unterägeri zu übernehmen
- die vielfältigen Liturgien in einer glaubwürdigen, gelebten Spiritualität zu gestalten
- sich in der Seelsorge den Menschen zuzuwenden
- die verschiedenen Gruppierungen und Teams kooperativ zu führen und zu begleiten
- sich im Pastoralraum Zug Berg aktiv einzubringen
- sich für eine aktive Kirche einzusetzen, die Traditionen bewahrt und offen ist für zeitgemässe Entwicklungen

Wir erwarten

- eine abgeschlossene theologische Ausbildung mit Berufseinführung des Bistums Basel (oder eine gleichwertige Ausbildung)
- Erfahrung in der Pfarreipastoral und der Pfarreführung
- eine teamorientierte, spirituell und sozial engagierte Persönlichkeit
- ausgewiesene Führungs-, Organisations- und Kommunikationsfähigkeiten

Für Fragen stehen Ihnen der jetzige Gemeindeleiter Markus Burri (041 754 57 77) und der Präsident der Wahlkommission Ivo Krämer (079 759 71 92) gerne zur Verfügung.

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis zum 1. Juni 2018 an das:

Bischöfliche Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, Postfach 216, 4501 Solothurn
oder per E-Mail an: personalamt@bistum-basel.ch

sowie Kopie an: Ivo Krämer, Postfach 328, 6314 Unterägeri
oder per E-Mail an: kraemerfamily@bluewin.ch

Die römisch-katholische **Pfarrei St. Pirminius – Pfunzen** sucht per 1. Juni 2018 oder nach Vereinbarung einen

Religionspädagoge evtl. Pastoralassistent 100 %

Zu Ihren Aufgaben gehören:

- Hauptverantwortung für Katechese und Jugend
Mitarbeit in der Seelsorge

Sie passen zu uns, wenn Sie:

- Ein abgeschlossenes Studium in kath. Theologie oder gleichwertige Ausbildung vorweisen können
- Führungsfähigkeiten haben und ein Katechesen Team leiten können
- Offen und Kommunikationsfähig sind
- Wenn Sie selbständiges Arbeiten gewohnt sind
- Freude mit Kindern und Jugendlichen zusammenzuarbeiten

Wir bieten Ihnen:

- Eine vielseitige, anspruchsvolle und spannende Arbeitsstelle
- engagiertes Team
- gute Infrastruktur und eigenes Büro
- attraktive Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich

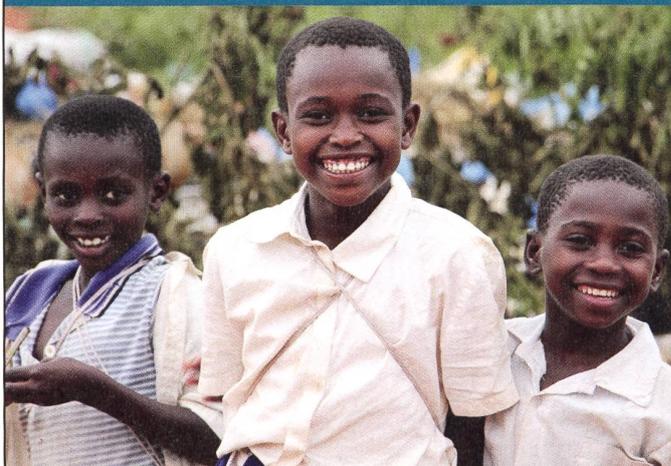
Auskunft erteilt Ihnen gerne Pfarrer Benignus Ogbunanwata,
Tel. 052 315 14 36

Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte an die:

Römisch-katholische Kirchengemeinde St. Pirminius
Franca Spezzacatena
Personalverantwortliche
Dorfstrasse 4
8422 Pfunzen

oder elektronisch an franca.spezzacatena@pirminius.ch
Besuchen Sie unsere Homepage: www.pirminius.ch

Sicher leben



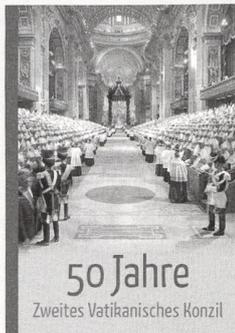
Schützen Sie Kinder und Jugendliche in Afrika und Lateinamerika vor Gewalt und Ausbeutung. Ihre Spende auf Konto 40-260-2 schafft Sicherheit.

**terre
des hommes
schweiz** Perspektiven für Jugendliche

Laufenstr. 12 | Postfach | 4018 Basel | Telefon +41 61 338 91 38 | www.terredeshommeschweiz.ch | Postkonto 40-260-2



50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil



50 Jahre

Zweites Vatikanisches Konzil

192 Seiten, gebunden,
bebildert, 12,00 Euro

Erhältlich bei:

Fe-Medienverlag,
Hauptstr. 22
D-88353 Kisslegg

Tel.:
+49(0)7563/608998-0

Fax:
+49(0)7563/608998-9

E-Mail:
info@fe-medien.de

www.fe-medien.de

Das Zweite Vatikanische Konzil ist die Grundlage für die Neuevangelisierung Europas. Leider gab es auch einige Fehlinterpretationen des Konzils, die statt zur Glaubensvertiefung eher zur Verdunstung des Glaubens geführt haben. Daher ist es Zeit, mit einem neuen Buch die Originaltexte des Zweiten Vatikanischen Konzils und ihre Interpretation durch die Päpste in Erinnerung zu rufen und zu verbreiten. Dieses Buch enthält die wichtigsten Aussagen aller Päpste seit Paul VI. zum Konzil. Es bietet in kurzen Zügen einen Überblick über den Ablauf und die Vorbereitung des Konzils sowie ihrer Umsetzung. So hilft es dem Leser durch konkrete Information und kirchliche Interpretation das Anliegen des Konzils zu verstehen.

Wie lange noch?

Die Menschen in Syrien brauchen dringend unsere Hilfe

Wie lange noch müssen die Opfer des Krieges in Syrien auf Frieden warten? Mehr als 15 Millionen Menschen sind heute zum Überleben dringend auf Hilfe angewiesen. Ihre Existenz liegt in Trümmern.

Damit wir unsere Überlebenshilfe für die nächsten Monate fortsetzen können, sind wir dringend auf Ihre Unterstützung angewiesen.

Spenden Sie
jetzt 50 Franken:
SMS mit Text
SYRIEN 50 an 227

CARITAS Schweizerische Eidgenossenschaft
Das Richtige tun

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Ihre Meinung zählt

Wir freuen uns, wenn Sie sich, durch unsere Beiträge animiert, zu Wort melden. Ihren Leserbrief senden Sie an:

Redaktion Schweizerische Kirchenzeitung SKZ,
Arsenalstrasse 24, Postfach 1064, 6011 Kriens,
E-Mail: redaktion@kirchenzeitung.ch
Maximal zulässig sind 2000 Zeichen.

Die Redaktion behält sich vor, zu lange Texte zu kürzen. Leserbriefe werden mit Vorname, Name und Absenderadresse gezeichnet.

Samstag 26. Mai 2018

Bäte fürs Läbe

Überkonfessioneller Gebetsmarsch

Mehrzweckgebäude Flüematte Flüeli/Ranft OW

12.00 h Lieder, Input, Anbetung
13.00 h Stiller Gebetsmarsch in den Ranft*
14.30 h Lebensberichte, Fürbitte

* 13.30 h Möglichkeit zur Eucharistie-Feier in der Unteren Ranftkapelle

SAVE THE DATE:
15. September 2018
Bundesplatz Bern
9. Marsch fürs Läbe

MARSCH FÜRS LÄBE
MARCHE POUR LA VIE
MARCIA PER LA VITA

www.marschfuerslaebe.ch



AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG



Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24, PT 1064
CH-6011 Kriens

Schweizer Opferlichte EREMITA

direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14

LIENERT KERZEN

Internet-Weiterbildung (Beiträge zur Glaubensforschung)

Schwerpunkte:
Welchen Einfluss hat der Charakter auf die Religiosität?
Das verborgene Ringen um Heiligkeit.

Dr. phil. Martha von Jesensky, Religionspsychologin
Alle Texte sind frei zugänglich: www.jesensky.ch

WALD SCHÜTZEN. LEBEN ERHALTEN.

DEIN BEITRAG IST WICHTIG:
WWW.GREENPEACE.CH/BEITRAG

GREENPEACE



SKZ

Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 10/2018
zum Thema
Betreuung am Lebensende

erscheint am 24. Mai

www.kirchenzeitung.ch